# Die Haredim

# Geschichte und Erfolg des ultraorthodoxen Judentums

**sciebooks.de**
**Titelumschlag: Metamorphics**
**Foto: Dreamstime**

**Dr. Michael Blume**

## Inhalt

Einleitung ... 3
1.0 Israel und Judentum: Volk oder Religion? ... 5
1.1 Das Selbstverständnis des rabbinischen Judentums ... 10
1.2 Ende oder Neuanfang? Zwischen Feder und Schwert ... 20
1.3 Das Volk der Schrift ... 28
1.4 Die Wertschätzung der Familie ... 36
2.0 Weisheit aus Vielfalt: Die Evolvierbarkeit des Judentums ... 41
2.1 Aschkenasim und Sephardim ... 48
2.2 Gefährliches Wissen: Kabbala und Haskala ... 52
2.3 Die Haredim definieren ihre Kleidung ... 55
3.0 Die Hauptströme der heutigen Haredim ... 60
3.1 Freudige Fromme: Die Chassidim ... 62
3.2 Mission für den Moschiach: Chabad Lubawitsch ... 66
3.3 Die Mitnagdim ... 72
3.4 Sephardische Haredim ... 75
4.0 Wird die Zukunft orthodox? ... 79
Literaturliste ... 87

**Einleitung**

Mit einer deutsch-israelisch-arabischen und also auch religiös bunt gemischten Gruppe trafen wir in einer Kleinstadt im Süden Israels mit einem ultraorthodoxen Juden zusammen, der uns von seinem Leben und seiner „Arbeit“ des lebenslangen Thorastudiums berichtete. Eine jüdische Freundin, von Beruf Anwältin und von Herzen Menschenrechtlerin, fragte ihn darauf hin, ob es denn richtig sei, dass seine Frau neben der Erziehung der Kinder arbeite, er aber „vom Staat“ lebe. Daraufhin betonte dieser lächelnd seine „wirklich harte Arbeit an Thora und Gebet“, die „für alle gut sei“ und meinte, dass in dieser Welt doch ohnehin zu viel gestritten werde. Stattdessen stimmte er ein Lied an, lud alle zum Mitsingen ein, erhob sich dann – und ging. Zurück blieb eine konsternierte Gruppe. „Wir haben die gleiche Religion und leben im gleichen Land, aber wir können nicht einmal diskutieren!“, bemerkte jene Freundin verärgert, die mit ihren moderat kritischen Fragen den Haredi „vertrieben“ hatte. Dies war weder mein erstes noch mein letztes Gespräch mit Ultraorthodoxen gewesen; doch hier wurde mir bewusst, wie tief der Graben zwischen unterschiedlichen Weltanschauungen und Lebenswelten auch innerhalb einer Weltreligion sein konnte.

Das hebräische Wort „Charedi“ stammt von „charada“ = Furcht und bezeichnet im heutigen Hebräisch besonders „Gottesfürchtige“ Jüdinnen und Juden. Als Fremdbezeichnung werden sie auch häufig als „Ultraorthodoxe“ bezeichnet und damit von den „modern Orthodoxen“ unterschieden – Einteilungen, die sie aber für sich selbst meist nicht verwenden. In der englischen und deutschen Schreibweise hat sich in den letzten Jahren langsam die Schreibweise „Haredi“, Mehrzahl „Haredim“ zur Bezeichnung dieser Strömung durchgesetzt.

Und kein Zweifel: Verhalten, Kleidung und Lebensform der ultraorthodoxen Juden wirken auf die meisten anderen Menschen – Nichtjuden wie auch nichtorthodoxe Juden – zunächst oft fremd oder gar bedrohlich. In manchem erinnern Lebensstil und Weltanschauung der Haredim an die deutschstämmigen Old Order Amish in den USA (über die ich bereits ein eigenes sciebook vorlegen konnte) – in manchem aber unterscheiden sie sich sehr stark.

Das massive Wachstum dieser jüdischen Strömung aufgrund ihres Kinderreichtums nicht nur in Israel, sondern zum Beispiel auch in den USA und Europa haben das Thema zunehmend in die Öffentlichkeit gebracht. Ob in Deutschland, in Israel, den Palästinensischen Gebieten, in der Türkei oder den USA: Wenn Menschen wissen, dass ich Religionswissenschaftler bin, wagen sie oft zu fragen. Warum tragen die Männer auch in der sengenden Sommerhitze am Mittelmeer schwarze Mäntel und Pelzmützen? Und was bedeuten die Schläfenlocken? Was halten die Haredim von anderen Juden, Anders- oder Nichtgläubigen? Warum lehnen so viele von ihnen den Staat Israel, die Wehrpflicht und sogar das Gedenken an den Holocaust ab? Wie konnte es sein, dass eine Delegation von Haredim sogar an einer anti-israelischen Konferenz im Iran teilnahm und sich vom damaligen Präsidenten Ahmadinedschad hofieren ließ? Wovon leben sie? Und wie stehen sie zum Schicksal der Palästinenser? Wie ist es möglich, dass einige Haredim sogar mit Gewalt in ganzen Stadtvierteln die Schabbatruhe, nach Geschlechtern getrennte Sitzplätze in Bussen und sogar Kleiderordnungen zu erzwingen versuchen? Warum berichten israelische Medien von „jüdischen Taliban“? Werden die Haredim die Zukunft Israels und des Judentums weltweit bestimmen?

Diese und weitere Fragen möchte dieses sciebook beantworten. Besondere Vorkenntnisse zum Judentum werden dabei nicht voraus gesetzt – vielmehr habe ich versucht, durch den Buchaufbau eine Einführung in diese Weltreligion gleich mit zu liefern. Zugleich hoffe ich, dass gerade auch die religionsvergleichenden Passagen dabei auch für Leserinnen und Leser neue Erkenntnisse bringen, die sich im Judentum bereits auskennen.

Wie wohl jeder Mensch habe selbstverständlich auch ich meine Meinungen, doch sehe ich mich als Religionswissenschaftler in einer Pflicht: Jede religiöse Tradition erst mit den Mitteln der Wissenschaft zu verstehen, zu beschreiben und erst dann zu beurteilen. Daran werde ich mich auch in diesem Buch halten und erst am Ende ein persönliches Fazit vorstellen – ebenso wie ich es in den sciebooks über die Old Order Amish, die Baptisten, Quäker und Unitarier, die Freimaurer und die Mormonen bereits gehalten habe.

In einigen der bereits erschienenen Bücher dieser Reihe hat sich bereits ein einfaches Fußnotensystem bewährt, das ich auch hier verwenden möchte. Wenn Sie in Klammern zum Beispiel [5, 87] lesen bedeutet dies, dass Sie in der Literaturliste beim fünften Buch ab Seite 87 die Belegquelle und weitere Informationen finden. Neu ist, dass ich wichtige Begriffe bei deren Erklärung **in Fettschrift** für das Suchen und Durchblättern hervorhebe.

Über Rückmeldungen zu den sciebooks freue ich mich immer auch auf meinem Blog Natur des Glaubens. Auch über Facebook bin ich für Leserinnen und Leser gerne erreichbar.

Widmen möchte ich dieses sciebook all den Menschen, die mir im Lauf der Jahre von ihrem Leben und Glauben, von ihren Hoffnungen und Ritualen berichteten. Die intensive Begegnung mit so vielen interessanten Menschen und die Erfahrung, dass man lebenslang auch immer Lernender bleiben wird – und von jedem Menschen lernen kann! –, gehören zu den schönsten Aspekten von Religionswissenschaft. Stellvertretend danke ich Meinhard Tenné, Barbara Traub, Dr. Angelika Günzel und Rabbiner Shneur und Chani Trebnik, die mir das Judentum auch jenseits allen Buchwissens eröffneten. Ein besonderer Dank gilt auch Landesrabbiner Moshe Flomenmann (Lörrach & Baden) sowie den Rabbinern Avraham Radbil (Freiburg), Jaron Engelmayer (Köln), Avichai Apel (Dortmund) und Julian Chaim Soussan (Mainz), die mich zu Vorträgen und Diskussionen in ihre Gemeinden sowie zu einem unvergesslichen, orthodoxen „Schabbaton“ mit jüdischen Studierenden nach Frankfurt holten. Diese Faszination für die Vielfalt menschlicher Religionen und Kulturen, ihre Chancen, aber auch das Wissen um die tieferen Konflikte möchte ich gerne weitergeben. Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, wünsche ich Freude bei der Lektüre und vor allem manchen Aha-Moment zur staunenswerten Vielfalt menschlicher Kultur.

Dr. Michael Blume
www.blume-religionswissenschaft.de

## 1.0 Israel und Judentum: Volk oder Religion?

„Was sind die Juden denn jetzt? Ein Volk, eine Religionsgemeinschaft? Juden, Israelis oder Israeliten? Und stimmt es, dass sie glauben, nur sie seien von Gott erwählt?“ – So lauten Fragen immer wieder, die mir Menschen zum Thema Judentum und Israel stellen. Oft steht dabei die Neugier im Vordergrund, manchmal ein vorwurfsvolles Ressentiment, bisweilen auch Bewunderung. Wie konnte ein so kleines Volk die Jahrtausende und den Konflikt mit sehr viel größeren Zivilisationen überstehen? Was ist das Geheimnis, Dr. Blume?

Auch innerhalb des Judentums und in Israel selbst sind diese Fragen bis heute umstritten und längst hochpolitisch geblieben: So entschied der Oberste Gerichtshof des Staates im Herbst 2013, dass sich israelische Staatsbürger in ihrer Gemeinde weiterhin mit einer Religions- oder Volkszugehörigkeit wie Jude, Araberin, Druse, Buddhistin o.ä. auszuweisen haben – ein bloßer Eintrag als „Israeli“ reiche nicht aus. Zur Begründung führten die Richter aus, die Verweigerung einer religiösen oder ethnischen Angabe bedrohe den „jüdischen Charakter“ des Staates.

Umgekehrt müssen sich aber auch Jüdinnen und Juden weltweit immer wieder Zuschreibungen und positive wie negative Aussagen über „ihr Land“ anhören – auch wenn sie z.B. teilweise seit vielen Generationen amerikanische oder deutsche Staatsbürger sind und mitunter Israel noch nie betreten haben. Die jüdische Gemeinde in Württemberg heißt „Israelitische Religionsgemeinschaft“. In alten Dokumenten werden Jüdinnen und Juden aber auch als „Hebräer“ und „Angehörige mosaischen Glaubens“ bezeichnet.

Bis in die Symbole des Judentums hinein wird das Miteinander und auch die Spannung zwischen religiöser und nationaler Identität erkennbar:

**Symbole des Judentums / Israels**
**Menora & Magen David**

*Symbole aus: „Religionen der Menschheit“, Michael Blume, sciebooks 2012*

Das auf die religiöse Tradition verweisende Symbol links ist die **Menora**, ein siebenarmiger Leuchter. Nach heute verbreiteter Deutung verweisen vier der Arme auf die vier Himmelsrichtungen, die zwei anderen auf Oben und Unten und der Siebte auf die Verbindung der Betenden mit Gott. Eine Menora habe laut jüdischer Tradition bereits Moses für das Stiftzelt und die Bundeslade anfertigen lassen. Später gehörten Menorot (so die Mehrzahl von Menora) zur Ausstattung des Tempels und wurden als sein Zeichen auf Münzen und Steine graviert. In Synagogen und Schulen werden sie bis zum heutigen Tage aufgestellt. Und so wurde eine auch zum Hauptsymbol des israelischen Staatswappens.

Seit dem siebten Jahrhundert vor Christus ist das Sternsymbol belegt, das später als **Magen David**, hebräisch „Schild Davids", bezeichnet und mit vielfachen Bedeutungen belegt wurde: So verweisen die zwölf Zacken auf die Stämme Israels, die sechs Dreiecke auf die Schöpfungstage, das Sechseck in der Mitte auf den Schabbat usw. Über lange Zeiten als Schutz-Talisman sowohl von Juden wie auch Christen und Muslimen genutzt, entwickelte sich der Magen David langsam zum Symbol des Judentums analog zum christlichen Kreuz (etwa an Synagogen).

Doch in der israelischen, anfangs überwiegend nichtreligiösen Nationalbewegung des Zionismus wurde der „Magen David" zum Merkzeichen der wehrhaften, notfalls kämpferischen Nationalität. 1897 entwarf David Wolfsohn **die israelische Fahne**, die 1948 tatsächlich übernommen wurde: Danach steht der blaue Magen David im Zentrum und wird von zwei blauen Balken eingerahmt, die auf die beim jüdischen Gebet anzulegenden Gebetsschal **Tallit** verweisen, also ebenfalls religiöse Bezüge aufnehmen.

Und so trifft man heute auf Jüdinnen und Juden, die dem einen oder dem anderen der beiden Symbole näherstehen als dem anderen. Einige Haredim-Gruppen meiden den „Magen David" und 2011 entschieden einige ultraorthodoxe Rabbiner, dass Jüdinnen und Juden auch nicht in der israelischen Sektion des Roten Kreuzes – dem „Magen David Adom" – mitwirken sollten.

**Wie das Judentum entstand**

Religionswissenschaftlich gesehen sind Entstehung und Vielfalt des Judentums dabei inzwischen gut erforscht, wenn natürlich – wie in allen lebendigen Wissenschaften – auch ständig neue Erkenntnisse hinzukommen, alte Gewissheiten umgeworfen werden.

So kann die heutige Forschung feststellen, dass sich aus der frühen Bronzezeit bis ins erste Jahrtausend vor Christus in den Gebieten des heutigen **Israel** ein Stämmeverbund unter einer Zentralgottheit (**El**, Mehrzahl Elohim, vgl. das arabische Allah) zusammen fand, der ein eher kleineres und instabiles Königtum hervorbrachte und sich zunehmend auf anfangs wohl verschiedene, zunehmend aber verschmolzene Überlieferungen um gemeinsame **Vorfahren wie Abraham, Jakob / Israel und Moses** bezog.

Die ursprüngliche „israelitische" Religion wies dabei noch große Ähnlichkeiten mit den Kulten umliegender Völker auf und war auch auf verschiedene Tempelorte zerstreut. Die „israelitischen" Könige wirkten im Vergleich zu den Herrscherhäusern umliegender Großreiche eher schwach, zumal sich die Region „Juda" zunehmend abspaltete.

722 vor Christus zerschlug denn auch das assyrische Großreich das Königreich „Israel“ –nur das südliche Gebiet des Stammes **„Juda“** mit der alten Stadt **Jerusalem** und dessen aufstrebendem Tempel konnte durch Unterwerfung der Zerschlagung weitgehend entgehen.

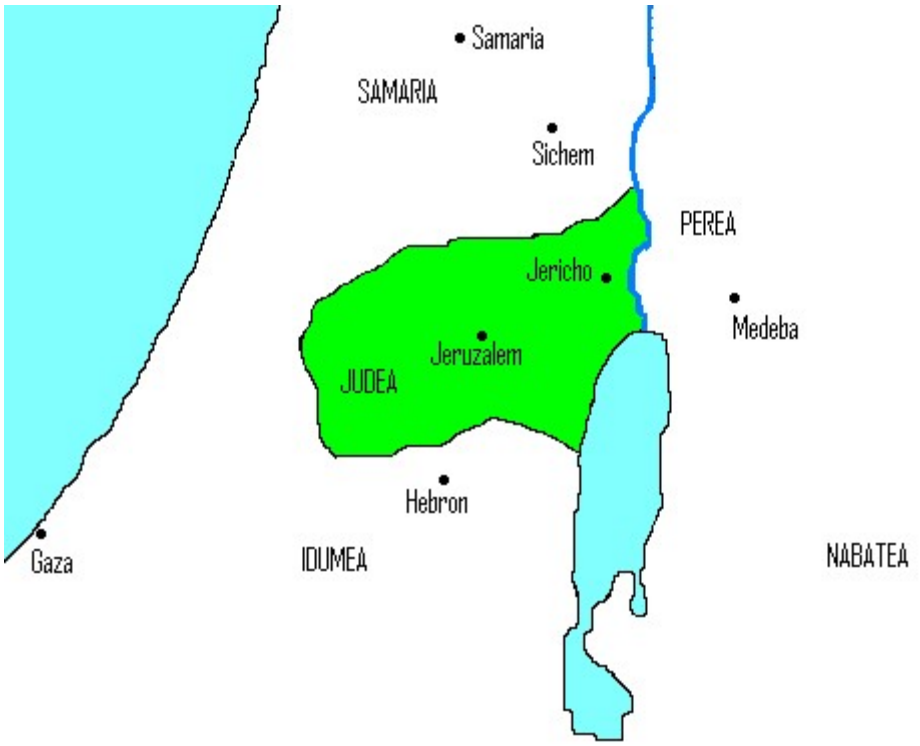
586 vor Christus eroberten dann die Babylonier als Nachfolger der Assyrer auch Juda und Jerusalem – die inzwischen den Reichsnamen „Israel“ geerbt hatten -, zerstörten die Heiligen Stätten und verschleppten Abertausende „Israeliten“ ins „**babylonische Exil**“.

Doch entgegen aller Erwartungen bedeutete dies nicht das Ende der „Judäer“ – vielmehr begannen sie, die Ideen der israelitischen Stammeszugehörigkeit zur **jüdischen Religion** weiter zu entwickeln. *„Nachdem – und weil – das Land verloren war, zogen sich die Juden ganz auf das Geistige zurück und läuterten ihren Glauben im Schmelztiegel des Exils. […] Das Gebet trat an die Stelle der einstigen Opferbräuche. Die **Mitzwot*** [Gebotserfüllungen, gute Taten, Einzahl: **Mitzwa**] *erfüllten eine Doppelaufgabe: Durch sie entsprach man dem Anspruch Gottes, und sie bildeten zugleich das einigende Band, durch welches das **Haus Israel** zusammen gehalten wurde.“* [5. 31]

Auch die **Beschneidung** von Jungen – die **Brit Mila** – erhielt über das babylonische Exil ihre zentrale, religiöse Bedeutung. In Regionen von Kanaan bis Ägypten war die Beschneidung schon sehr viel länger ein Initiations- und Mannbarkeitsritual, das mit Schmerzen und Risiken verbunden war, aber die Gruppenzugehörigkeit verbürgte und auch medizinische Vorteile (Schutz vor Vorhautverengung, Hygiene) stiften konnte, die Israeliten jedoch noch nicht von ihrer Nachbarschaft unterschied. Aber in babylonischer und später griechischer und römischer Umgebung – die diesen Brauch nicht kannten, teilweise ablehnten - wurde die Beschneidung zu „dem“ Bundeszeichen, das nach der Abrahamsüberlieferung der Genesis jedem männlichen Neugeborenen und jedem Konvertiten eingeprägt werden sollte. Wiederkehrende Versuche verschiedener Gesetzgeber, den Juden die Beschneidung zu verbieten, wurden fortan als Versuche der Assimilation und also Vernichtung der jüdischen Identität verstanden – bis in die Beschneidungsdebatten unserer Zeit. [9, 33]

Doch nachdem der babylonische König Kyros den babylonischen Juden im sechsten Jahrhundert vor Christus die Rückkehr und den Wiederaufbau des Tempels in Jerusalem gestattet hatte, rangen ethnische („israelitische“) und religiöse („jüdische“) Traditionslinien miteinander – beispielsweise in der Frage, ob und unter welchen Umständen Eheschließungen mit Nichtjuden erlaubt waren und überhaupt Fremde Teil des Volkes Israel werden konnten. So gibt es biblische Texte, die die Verstoßung nichtjüdischer Ehefrauen rühmen; und andere, die die Konvertitin Ruth zur Stammmutter des Königs David erheben.

Gegen Ende des vierten Jahrhunderts vor Christus geriet Jerusalem wieder unter fremde Herrschaft: Auf die Eroberung durch Alexander den Großen folgten Ptolemäer und **Seleukiden**, die das Judentum zwangs-hellenisieren und damit in die Vielgötterwelt einschmelzen wollten. Das Verbot von Beschneidungen bei Androhung und Vollstreckung von Todesstrafen gehörte zum – letztlich erfolglosen – Assimilationsprogramm. Doch religiöse Juden wehrten sich zunehmend und es gelang ihnen schließlich im Makkabäeraufstand ab 167 v. Chr. die Fremdherrschaft abzuschütteln und das Priestergeschlecht der **Hasmonäer** auf den Thron zu setzen.




*Das Kleinkönigreich Judäa nach dem siegreichen Aufstand der Makkabäer.*
*Bild: Machaerus*

Ein anhaltender Streit unter Hasmonäererben reichte freilich schon, um die kurze Phase der Unabhängigkeit des Kleinkönigreiches wieder zu beenden. Ab 63 v. Chr. verwandelte das römische Imperium Israel in ein Vasallenkönigtum, das unter dem von Rom abhängigen König **Herodes dem Großen** zu großer Pracht aufstieg. Der Herrscher versuchte die prekäre Situation zwischen römischen und jüdischen Ansprüchen durch eine Mischung aus Integration und Gewalt zu lösen: Er ließ ehrgeizige Bauten errichten, Geschenke verteilen und zugleich des Aufruhrs Verdächtige – sogar Familienangehörige – grausam hinrichten.

Doch die Spannungen zwischen „Romtreuen“ und „Frommen“ konnte auch er damit nicht dauerhaft lösen und seine schwächeren, glücklosen Nachfolger wurden bald durch römische Statthalter verdrängt. Eine nach dem Aufstand der Makkabäer gestaltete antirömische Rebellion endete schließlich in einer historischen Katastrophe: Um 70 n. Chr. zerstörten römische Truppen Jerusalem und seinen Tempel, ab 132 n. Chr. scheiterte ein zweites, schon verzweifelt wirkendes Aufbegehren unter Bar Kochba.

Die Juden wurden in die **Galut** (hebräisch für Exil, Diaspora) verschleppt, wo sie fortan als Religionsgemeinschaft überlebten. Mangels Königen und Tempelpriestern traten nun die Schriftgelehrten als **Rabbiner** (wörtlich „mein Lehrer“) ins Zentrum des religiösen Lebens: Man spricht vom **rabbinischen Judentum**, das sich zur Mitte des ersten Jahrtausends nach Christus als „das“ (überlebende) Judentum durchgesetzt hatte.

Dieses rabbinische Judentum war und ist in sich vielfältig und spaltete sich schließlich ab dem 18. Jahrhundert zunehmend in liberale, konservative und orthodoxe (streng gebotsorientierte) Strömungen auf.

Doch die Entstehung des neuzeitlichen Nationalismus – der sich häufig gerade auch gegen Juden und andere Minderheiten wandte – wirkte auch in den jüdischen Gemeinden. Mit dem Aufkommen des „Zionismus“ als nationaler (zunächst vorwiegend nichtreligiöser!) Bewegung im 19. Jahrhundert n. Chr. und der historisch einmaligen Wiedergründung des Staates Israel um 1948 brach auch die alte Konfliktlinie zwischen ethnisch-israelischen und religiös-jüdischen Selbstdefinitionen wieder auf.

Auch im Zuge dieses Konfliktes verschmolzen einerseits die kinderärmeren, liberalen und konservativen Strömungen des Judentums, wogegen sich die kinderreichen jüdischen Orthodoxen in überwiegend pro-israelische „modern Orthodoxe“ und den Staat Israel überwiegend ablehnende (anti-zionistische) „Ultraorthodoxe“ aufspalteten.

*Bunte Gemeinden! Wiedereröffnung der jüdischen Grundschule in der Israelitischen Religionsgemeinschaft Württembergs (IRGW) am 8.9.2008*
*Foto: Michael Blume*

Da wir aber nicht nur einen historischen Außenblick, sondern auch ein tieferes Verständnis des religiös geprägten Selbstverständnisses von Haredim haben wollen, gilt es nun, die Begriffsvielfalt an der Bibel zu sortieren.

## 1.1 Das Selbstverständnis des rabbinischen Judentums

Nach jüdischem Glauben stammen alle Menschen vom gleichen Elternpaar – von **Adam und Eva** – ab und sind also grundsätzlich alle *„nach Gottes Ebenbild“ (be-Zelem-Elohim)* geschaffen. Was aus heutiger Sicht als selbstverständlich voraus gesetzt werden darf – alle Menschen sind Teil einer Art, einer Menschheitsfamilie – war vor dreitausend Jahren noch eine außerordentliche Lehre: Die meisten damaligen Traditionen lehrten eine unterschiedliche Erschaffung der Menschen etwa nach Regionen, Hautfarben, Volkszugehörigkeiten oder auch Kaste, wie sie auch heute noch in der größten nichtabrahamitischen Weltreligion – dem Hinduismus – wirksam geblieben ist.

Dagegen erinnert beispielsweise auch der spätere, biblische Prophet Amos Israel daran: *„Seid ihr Kinder Israel mir nicht gleich wie Mohren? spricht der Herr. Habe ich nicht Israel aus Ägyptenland geführt und die Philister aus Kaphthor und die Syrer aus Kir?“* (Amos 9)

Hier deutet sich bereits an, dass das Bewusstsein um die religiöse Erwählung der eigenen Gruppe vergleichbare Beauftragungen für andere Völker nicht ausschließt: Ausdrücklich auch Menschen dunklerer Hautfarbe sowie konkurrierenden und zeitweise verfeindeten Völkern wie Philistern und Syrern werden schon hier eigene Gottesbeziehungen zugestanden! Der spätere Talmud erhebt die **Vielfalt der Menschheit** sogar zum Herrschaftszeichen Gottes (nach Babylonischem Talmud, Sanhedrin):

*"Warum wurde die Menschheit aus nur einem Menschen erschaffen? Um den Frieden unter den Menschen zu wahren, denn es soll kein Mensch zum anderen sagen können, seine Vorfahren seien wertvoller als die des anderen.*

*Die Abstammung aller Menschen von einem Menschen betont außerdem die Einheit und Einzigkeit des Ewigen. Wir erkennen die Größe des Heiligen, gelobt sei Er, gerade darin, dass zwar alle Menschen aus einem Menschen kommen (und somit alle gleichwertig sind), dass aber trotzdem alle unterschiedlich sind und keiner dem anderen gleich: "Prägt ein Herrscher mit einem Stempel mehrere Münzen, so gleichen sie alle einander, der Heilige aber, gelobt sei Er, prägt jeden Menschen mit dem Stempel des Ur-Menschen, aber trotzdem ist keiner dem anderen gleich".*

*Jeder ist einzig und einmalig und darum ist jeder einzelne verpflichtet zu sagen: "Für mich wurde die Welt erschaffen!"*

Da Gott aber schließlich aus Zorn über das „böse Trachten“ der Menschen die verschlingende Sintflut gesandt habe, stammen laut biblischem Mythos alle Menschen, Juden wie Nichtjuden, auch von der **Familie Noahs** ab.

In der populären Vorstellung gilt sie häufig nur noch als eine niedliche Kindergeschichte mit Tieren, Schiff und Regenbogen, doch reicht ihre religiöse Aussage viel tiefer und weiter: Mit allen Lebewesen habe Gott einen Bund geschlossen – symbolisiert im Regenbogen – und entsprechend können auch Nichtjuden als **Bnei Noach**, „Kinder Noahs“, betrachtet werden und auch „Anteil an der kommenden Welt“ erlangen. Sie mussten dafür gerade nicht zum Judentum konvertieren, sondern nur die „**Noachidischen Gebote**“ einhalten.

Schon im Jerusalemer Tempel gab es daher Plätze für „Gottesfürchtige“ – Nichtjuden, die dennoch gemeinsam mit den Israeliten den Einen Gott verehrten.

Entsprechend formulierte der orthodoxe Oberrabbiner Großbritanniens, Jonathan Sacks, 2002: *„Als Juden glauben wir, dass Gott einen Bund gestiftet hat mit einem einzigen Volk. Das aber schließt nicht die Möglichkeit anderer Menschen, Kulturen und Glaubensrichtungen aus, ihre eigene Beziehung zu Gott zu finden innerhalb des gemeinsamen Rahmens der noachidischen Gebote. Diese Gebote konstituieren die Tiefen-Grammatik der menschlichen Erfahrung des Göttlichen: Was es bedeutet, die Welt von Gottes Werk her zu sehen, die Menschheit als Gottes Bildnis. Gott ist Gott der gesamten Menschheit, aber zwischen Babel und dem Ende der Tage ist kein Glaube der Glaube der ganzen Menschheit. Eine solche Auslegung wird uns dahin bringen, die Suche nach Gott in Menschen anderen Glaubens zu respektieren und die Partikularität von Kulturen mit der Universalität des Menschseins zu versöhnen.“* [4, 291]

*Von wegen „nur eine Kindergeschichte“: Nach jüdischem Glauben gehören auch Nichtjuden als „Kinder Noahs“ zu einem göttlichen Bund unter dem Zeichen des Regenbogens und können ebenso wie Juden „Anteil an der kommenden Welt“ gewinnen. Bild: Photobucket*

Daher konnte das Judentum auch auf Mission verzichten – ohne annehmen zu müssen, damit seien alle Nichtjuden verworfen. Die jüdische Erwählung bedeutet gerade nicht, dass Gott nur Juden zu Sich führen werde!

So konnte zum Beispiel auch Marcus Vipsanius Agrippa (63 – 12 v. Chr.), Mitregent des römischen Kaisers Augustus, im Jahr 15 v.Chr. in Jerusalem den neu erbauten jüdischen Tempel besuchen, (dem) Gott ein Opfer darbringen und eine Ansprache an das damals befreundete Volk richten. Die israelitische Bevölkerung Jerusalems jubelte dem Römer in Festkleidern, die normalerweise zum Schabbat getragen wurden, zu. [2, 159]

Jahrzehnte später konnte ebenso auch Rabbi **Jesus von Nazareth** den Glauben des gottesfürchtigen römischen Hauptmanns von Kapernaum in den höchsten Tönen loben *(„Amen, das sage ich euch: Einen solchen Glauben habe ich in Israel noch bei niemand gefunden.“)* - ohne den Nichtjuden zu beschneiden oder zu taufen. (Matthäus 8, 5-13, ebenso Lukas & Johannes) Was Generationen christlicher Theologen lange rätseln ließ, war und ist aus der jüdischen Tradition schlüssig erklärbar!

Noah habe schließlich, so die Bibel, mehrere Kinder hinterlassen, aus denen alle heutigen Menschenvölker hervor gegangen wären. Auf seinen Sohn **Sem** wurden so die **Semiten** zurückgeführt, zu denen Sprachforscher ab dem 18. Jahrhundert neben den Juden auch Araber, Aramäer und andere verwandte Sprach- und Volksgruppen zählten.

Negativ umgewertet wurde dieses Selbstverständnis im rassistischen „Antisemitismus“, der Juden sowie teilweise auch Araber auf ihre ethnische Herkunft festlegte – auch ein Wechsel der Religionszugehörigkeit, etwa durch das Opfern vor römischen Gottheiten oder eine christliche Taufe, änderte an antisemitischem Hass dann nichts mehr.

Antisemitische Legenden finden sich bereits in der vorchristlichen Antike, etwa in Ägypten und Rom, dann in christlichen und islamischen Traditionen, im spanischen Mittelalter – in dem auch getaufte Juden und Muslime weiter verachtet, verdächtigt und verfolgt wurden – und schließlich in den Nationalismen des 19. und 20. Jahrhunderts, dem deutschen, mörderischen Nationalsozialismus sowie in Teilen der heutigen „Religionskritik“.

Zu den Semiten zählte schließlich laut Bibel auch der Nomade **Abram**, später **Abraham** (Awraham) genannt, der in Genesis 14, 13 auch **Hebräer** genannt wird. Diese rätselhafte Bezeichnung hat Generationen von Gelehrten beschäftigt. Zunehmend setzt sich aber eine vermutete Verbindung zum akkadischen „hapiru“ durch, mit dem seit der späten Bronzezeit von Syrien bis Ägypten Stadtbewohner auf Fremde, Zuwanderer, Ausgestoßene und Sklaven herab sahen.

Auch hier also betont die biblische Überlieferung, dass Gott sich gerade nicht die Reichen und Mächtigen, sondern die Bedrängten und vermeintlich Schwachen erwählt habe. Mit Abraham wurde auch die männliche Beschneidung zum Zeichen des Gottesbundes.

Die Linie geht weiter über den Abrahamssohn **Isaak** (Yitzak), auf den sich bis heute Juden und Christen berufen. Sein älterer Halbbruder **Ismael** (Jischmael) wird dagegen als Stammvater der Araber und schließlich Muslime betrachtet. Weil Abraham zudem in all diesen Lehren eine bedeutende Rolle spielt werden Judentum, Christentum und Islam auch als „abrahamitische“ Religionen bezeichnet.

Weiter geht es über den zweiten Sohn Isaaks, **Jakob** (Yaakov). In einem berühmten Traumbild wird ihm der Auftrag seines Volkes verdeutlicht – seine Nachfahren sollen das Land erben und durch sie sollen alle (!) künftigen Menschengeschlechter Segen erlangen. So heißt es im 1. Buch Moses (Genesis, hebräisch: Bereschit) 28:

*„12 Da hatte er einen Traum: Er sah eine Treppe, die auf der Erde stand und bis zum Himmel reichte. Auf ihr stiegen Engel Gottes auf und nieder.*

*13 Und siehe, der Herr stand oben und sprach: Ich bin der Herr, der Gott deines Vaters Abraham und der Gott Isaaks. Das Land, auf dem du liegst, will ich dir und deinen Nachkommen geben.*

*14 Deine Nachkommen werden zahlreich sein wie der Staub auf der Erde. Du wirst dich unaufhaltsam ausbreiten nach Westen und Osten, nach Norden und Süden und durch dich und deine Nachkommen werden alle Geschlechter der Erde Segen erlangen.*

*15 Ich bin mit dir, ich behüte dich, wohin du auch gehst, und bringe dich zurück in dieses Land. Denn ich verlasse dich nicht, bis ich vollbringe, was ich dir versprochen habe."*

Doch der Ehre nicht genug: In einer geheimnisvollen Passage trifft Jakob am Fluss Jabbok (der durch das heutige Jordanien fließt) auf einen Ringkämpfer. Spätere Ausleger haben betont, dass es sich um einen Engel Gottes gehandelt habe; der Text selbst scheint sogar noch mehr anzudeuten. Nicht eine blinde Ergebenheit, sondern ein Ringen beschert Jakob den Ehrennamen **Israel** (Yisrael, etwa „Der mit Gott/El Ringende"), Genesis 32:

*„23 In derselben Nacht stand er [Jakob] auf, nahm seine beiden Frauen, seine beiden Mägde sowie seine elf Söhne und durchschritt die Furt des Jabbok.*
*24 Er nahm sie und ließ sie den Fluss überqueren. Dann schaffte er alles hinüber, was ihm sonst noch gehörte.*
*25 Als nur noch er allein zurückgeblieben war, rang mit ihm ein Mann, bis die Morgenröte aufstieg.*
*26 Als der Mann sah, dass er ihm nicht beikommen konnte, schlug er ihn aufs Hüftgelenk. Jakobs Hüftgelenk renkte sich aus, als er mit ihm rang.*
*27 Der Mann sagte: Lass mich los; denn die Morgenröte ist aufgestiegen. Jakob aber entgegnete: Ich lasse dich nicht los, wenn du mich nicht segnest.*
*28 Jener fragte: Wie heißt du? Jakob, antwortete er.*
*29 Da sprach der Mann:* ***Nicht mehr Jakob wird man dich nennen, sondern Israel*** *(Gottesstreiter); denn mit Gott und Menschen hast du gestritten und hast gewonnen.*
*30 Nun fragte Jakob: Nenne mir doch deinen Namen! Jener entgegnete: Was fragst du mich nach meinem Namen? Dann segnete er ihn dort.*
*31 Jakob gab dem Ort den Namen Penuël (Gottesgesicht) und sagte: Ich habe Gott von Angesicht zu Angesicht gesehen und bin doch mit dem Leben davongekommen."*

*Der Fluss Jabbok im heutigen Jordanien. Foto: E. Rehfeld*

Auf die zwölf Söhne Israels werden dann die **Zwölf Stämme Israels** zurückgeführt. Während sich nach der Eroberung des Landes durch die Assyrer die meisten dieser Stämme jedoch wieder verlieren (die bis heute von manchen gesuchten „verlorenen Stämme Israels“) wurden der Stamm des vierten Sohnes **Juda** (Jehuda) zum gleichnamigen (Klein-)Königreich, zur persischen Provinz und zum römischen Judäa, daher auch die bis heute gängigen Bezeichnungen Judäer, **Juden** und **Judentum**.

Doch zurück zur biblischen Linie: Jakobs/Israels zweitjüngster Sohn **Josef** gerät in den Konflikt mit seinen Brüdern, die ihn in einen Brunnen stoßen, wo ihn ismaelitische Sklavenhändler auf dem Weg nach Ägypten auflesen. In Ägypten steigt er zum Traumdeuter und Berater des Pharao auf und wendet so schließlich eine verheerende Hungersnot ab. Der so gewachsene Respekt zwischen diesem Herrscher und den Israeliten wird auch daran deutlich, dass ihm der Pharao einen Ehrennamen verleiht und ihn mit einer Tochter des Priesters von On – dem Zentralheiligtum des Sonnengottes Re - vermählt. 1. Mose 41, 45:

*„Der Pharao verlieh Josef den Namen Zafenat-Paneach und gab ihm Asenath, die Tochter Potiferas, des Priesters von On, zur Frau. So wurde Josef Herr über Ägypten.“*

Josef holt seine notleidende Familie nach Ägypten nach, wo sie in Ehren aufgenommen werden; der Pharao gewährt ihm laut 1. Mose 49 später auch die Bitte um ein fürstliches Ehrenbegräbnis seines Vaters Jakob/Israel in der Heimat.

Doch im 2.Buch Mose (Exodus, hebräisch: Sefer Schemod) verfinstert sich nach dem Tode Josefs und „seines“ Pharaos der Blick der Ägypter auf die israelitische Minderheit. Und es ist faszinierend zu sehen, dass auch bereits hier – in einer halb-mythischen Zeit, aus der wir bislang zu wenig sicher wissen – bereits die Ängste und Vorwürfe auftreten, die Antisemiten bis in unsere Zeit verbreiten: Die Juden seien allzu kinderreich, hielten zu eng zusammen und würden sich womöglich gegen die Nichtjuden verschwören. 2. Mose:

*„6 Josef, alle seine Brüder und seine Zeitgenossen waren gestorben.*

*7* ***Aber die Söhne Israels waren fruchtbar, so dass das Land von ihnen wimmelte. Sie vermehrten sich und wurden überaus stark; sie bevölkerten das Land.***

*8 In Ägypten kam ein neuer König an die Macht, der Josef nicht gekannt hatte.*

*9 Er sagte zu seinem Volk: Seht nur, das Volk der Israeliten ist größer und stärker als wir.*

*10 Gebt acht! Wir müssen überlegen, was wir gegen sie tun können, damit sie sich nicht weiter vermehren. Wenn ein Krieg ausbricht, können sie sich unseren Feinden anschließen, gegen uns kämpfen und sich des Landes bemächtigen.“*

Die Folgen sind bekannt: Wie so viele Herrschende nach ihm versuchte sich auch dieser Pharao an der Vernichtung der Israeliten – zuerst durch Diskriminierung und verschärfte Zwangsarbeit. Doch wie immer wieder in der Weltgeschichte löst die Bedrängung der Minderheiten die Konflikte und Probleme nicht – sondern verschärfte sie, führte nicht zuletzt zu einem noch stärkeren Zusammenhalt und Kinderreichtum der Unterdrückten:

*„12 Je mehr man sie aber unter Druck hielt, umso stärker vermehrten sie sich und breiteten sich aus, so dass die Ägypter vor ihnen das Grauen packte."*

Die Gegenmaßnahmen eskalierten weiter und gipfelten schließlich im Massenmord an den männlichen Kindern der Israeliten. Doch die Tochter des Pharao hatte Mitleid mit einem ausgesetzten *„Hebräerkind"* und nahm ihn mit dem ägyptischen (!) Namen **Moses** (Mosche) in den königlichen Haushalt auf.

Später jedoch stellte sich Moses auf die Seite der unterdrückten Hebräer, musste fliehen und heiratet im Exil Zippora, die Tochter des midianitischen Priesters Jitro. Nach dem Tod des ägyptischen Herrschers kehrte er zurück, forderte dessen Nachfolger heraus und führte die Hebräer aus der ägyptischen Gefangenschaft.

Auf dem **Berg Sinai** erhält er – und durch ihn das israelitische Volk – die **Thora** (Weisung) als Schrift sowie, nach rabbinischer Überlieferung, auch als mündliche Überlieferung.

Israel eroberte sich sein Land und begründete ein Stammesreich mit später berühmten Königen wie **Saul**, **David** und **Salomon** und einem Zentraltempel auf dem Berg **Zion** in der Hauptstadt **Jerusalem**. Doch mit der Macht kommt die Verführung – wonach Saul bei einer Totenbeschwörerin *(„von Endor"*) Rat suchte (1. Samuel 28), David einen loyalen Offizier in den Tod schickte, um dessen Frau haben zu können (2. Samuel 11) und Salomo unter dem Einfluss seines übergroßen Harems fremden Göttern zu Diensten war (1. Könige 11).

Nach dessen Tod zerfiel das Reich. Später wurden Jerusalem und sein Tempel durch die Babylonier zerstört, abertausende Juden – darunter die Schriftgelehrten – ins Babylonische Exil verschleppt. Nach der Erlaubnis zur Rückkehr und zum Wiederaufbau des Tempels durch den nichtjüdischen Messias (!) König Kyros konnte sich das kleine Reich inmitten der Großreiche kaum halten und geriet unter ägyptisch-griechische, später römische Herrschaft.

**Die Bibel: Unfehlbare Geschichtsschreibung oder identitätsstiftender Mythos?**

Für religiöse Fundamentalisten handelt es sich bei der gerade umrissenen, biblischen Erzählung um wörtlich offenbarte Wahrheit, hinter der entsprechend alle Erkenntnisse der Wissenschaft (etwa der Evolutionstheorie, Archäologie, Regional- und Religionsgeschichte) zurück zu treten hätten. Ihre säkularen Widerparts spotten dagegen über die mehr oder weniger unterhaltsamen Geschichten der Bibel, die ihnen erfunden, verfälscht und überwiegend unglaubwürdig, zumindest nicht als insgesamt verbindlich erscheinen. Wie sollte die 7-Tage-Schöpfungsgeschichte gegen die Erkenntnisse der Wissenschaften zum Milliardenalter der Erde bestehen; oder Moses im 5. Buch Moses seinen eigenen Tod beschrieben haben?

In der Mitte finden sich schließlich jene, die erkennen, dass die Bibel zwar in der wahren Menschheitsgeschichte wurzelt, aber vor allem auch einen identitäts- und sinnstiftenden Mythos als Meta-Erzählung bietet. In dieser Perspektive erscheint beispielsweise die Noah-Geschichte nicht als eine Alternative zur wissenschaftlich erforschbaren Erdgeschichte, sondern als eine Aufnahme und Verwandlung schon sumerischer und vielleicht noch älterer Traditionen, die dann zu einem universalen Gottes- und Menschheitsbund erweitert wurde.

Oder wie es der Schriftsteller und Friedensnobelpreisträger Ellie Wiesel zu einer weisen talmudischen Legende formulierte: *„Die Geschichte ist trotz allem wahr… auch wenn sie erfunden ist.“* [3, 239]

Doch die gleiche Frage nach der richtigen Balance findet sich bis heute auch in der Haltung zur Religion: Die Haredim betrachten das Judentum in erster Linie als eine Religionsgemeinschaft. Entsprechend konnte der ultraorthodoxe Oberrabiner **Ovadja Josef** (1920 – 2013) bedrängte afrikanischen Juden (wie die „Beta Israel“ oder „Falaschen“) als Nachkommen des Stammes Dan anerkennen – wodurch sie das Recht auf die israelische Staatsangehörigkeit erhielten. (vgl. Kap. 3.4) In mehreren Luftbrücken-Operationen wurden daraufhin Zehntausende von ihnen nach Israel gebracht, wo sie heute mit etwa 120.000 Angehörigen eine eigene, jüdische Minderheit bilden.

*Pnina Tamano-Schata konnte als Falascha 1984 im Alter von vier Jahren mit ihrer Familie durch die „Operation Moses“ des israelischen Militärs aus Äthiopien nach Israel gelangen. Sie wurde Abgeordnete in der Knesset, dem Parlament des Staates Israel. Foto: Jesch Atid*

Auf der anderen Seite werden die Kinder jüdischer Väter und nichtjüdischer Mütter von den Haredim als Nichtjuden betrachtet, so lange sie nicht nach strengen Maßstäben konvertieren. Noch strengere Ablehnung gilt zum Beispiel liberalen oder nichtreligiösen Juden, die etwa als Werktätige am Schabbat, als Soldatinnen oder Homosexuelle Gottes Gebote nach Haredi-Lesart missachten. *„Ihr aber sollt mir ein Königreich von Priestern und ein heiliges Volk sein! Das sind die Worte, die du den Kindern Israels sagen sollst.“* habe Gott laut 5. Moses 19, 6 geboten. Mit Nichtbeachtung riskierten Jüdinnen und Juden, die sich nicht an der strengen Auslegung der Thora hielten, erneut Gottes Strafgericht über das gesamte Volk herbei zu führen! Also sei es, so die Haredim, besser, auf weltliche Macht und Reichtümer zu verzichten, als von ihnen verführt zu werden. Als säkularer und demokratischer Staat laufe Israel demnach Gefahr, in seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen wiederum zu versagen und erneut furchtbares Leid herauf zu beschwören.

*Eine Gruppe von Haredim demonstriert in Jerusalem gegen die Teilnahme an den Wahlen im Staat Israel. Auf ihren Plakaten solidarisieren sie sich auch mit den Palästinensern und verkünden „Zionisten sind keine Juden". Aus der Dokumentation „Haredim", 2010*

Auf der anderen Seite stehen Jüdinnen und Juden, die das Judentum vor allem als Volkszugehörigkeit betrachten. Die religiöse Überzeugung bzw. religiöse Praxis gilt ihnen daher nicht als entscheidend. Unter dem Begriff des „Zionismus" bestehen viele von ihnen darauf, wie andere Völker auch ein Recht auf eine abgegrenzte, „nationale Wohnstätte", auf Sicherheit, Freiheit und Wohlstand zu haben. Die oft grausame Geschichte erscheint ihnen als Mahnung, sich im Zweifelsfall lieber auf die eigene Armee zu verlassen statt sich durch naives Gottvertrauen oder zu große Kompromissbereitschaft wieder in die Hand anderer Völker zu begeben. In dieser Wahrnehmung bilden Juden eine nicht religiös, sondern national und historisch bedingte Schicksalsgemeinschaft – und sind es umgekehrt die israelischen Muslime, Christen und auch die Haredim, die durch die Verweigerung von Wehrdienst, Arbeit und politischer Unterstützung den Staat Israel gefährdeten.

*Der russischstämmige Avigdor Lieberman leitet die säkular-nationalistische Partei Jisrael Beitenu („Unser Haus Israel"). Foto: Michael Thaidigsmann*

Die neuzeitliche Frage, ob es sich beim Judentum um eine Religions- oder Volkszugehörigkeit handele, lässt sich also historisch nicht entscheiden – es war und ist beides. Und damit steht es im Übrigen auch überhaupt nicht alleine: Auch zum Beispiel die Religionsbezeichnung des Hinduismus bezeichnete nach geltender, indischer Gesetzeslage schlicht all jene Bewohner der zahlenmäßig größten Demokratie der Erde, die keiner „anderen" Religion angehören.

Und viele Inder finden es bis heute irritierend, dass sich Landsleute überhaupt nicht-indischen Religionen anschließen bzw. auch umgekehrt Nicht-Inder *(„Mleccha“)* als religiöse Hindus akzeptiert werden wollen. Gemeinschaften wie die Sikhs empfinden die staatlich-indische Einverleibung ihrer Tradition als „Hinduismus“ dagegen bisweilen als übergriffig und fordern ihre Anerkennung sowie generell eine strengere Unterscheidung von indischer Herkunft und Religionszugehörigkeit.

Andere auch in Deutschland längst heimisch gewordene Religionsgemeinschaften wie die Aleviten oder Yeziden kennen (bislang) überhaupt keine Aufnahme von Konvertiten – hier wird die religiöse Tradition also nur durch die Abstammung weiter gegeben. Meist werden sogar die Kinder aus „Mischehen“ nicht als Teil der eigenen Gemeinschaft akzeptiert.

In Deutschland anerkannte nationale Minderheiten wie die Sorben, Friesen, Dänen oder Roma und Sinti können dagegen wiederum neben ihrer ererbten Volkszugehörigkeit selbstverständlich auch deutsche Staatsangehörige und Anhänger verschiedenster Religionen sein.

Und manchmal schreibt das Leben dann auch Geschichten, die alle vermeintlich eindeutigen Definitionen an ihre Grenzen bringen (Welt vom 20.10.2013, „Nicht ganz koscher“, S. 11): So stieg Csanad Szegedi in Ungarn mit antisemitischen (gegen Juden gerichteten) sowie antiziganischen (gegen Sinti und Roma gerichteten) Ausfällen zum Star der rechtsextremen Jobbik-Partei auf, für die er 2009 auch ins Europaparlament einzog.

Doch dann deckten Rivalen der eigenen Partei auf, was auch ihm selbst unbekannt gewesen war – Szegedis Großeltern mütterlicherseits hatten als Juden während der NS-Zeit Auschwitz und Arbeitslager überlebt und danach aus Angst und Scham ihre jüdische Herkunft verleugnet. Der Rechtsextremist selbst, aber auch seine Partei, die Öffentlichkeit und die jüdische Gemeinde hatten mit der Überraschung fertig zu werden, dass überzeugte Antisemit Szegedis – nach halachischer wie auch antisemitischer Definition selbst Jude war!

Nach einer Auszeit hat sich Szegedi inzwischen entschlossen, seine neue Identität anzunehmen und fortan *„Jude und Ungar“* sein zu wollen. Er hat Israel, Jerusalem und die Gedenkstätte Yad Vashem für die Opfer der Schoah besucht.

Der Jobbik-Partei hat er den Rücken gekehrt und stattdessen begonnen, sich in Lehren und Leben einer orthodoxen Chabbad-Gemeinde (vgl. Kap. 3.2) einzufügen. *„Es war ein Dilemma“*, wird deren Rabbiner Baruch Oberlander zitiert. *„Durften wir diesen Mann überhaupt annehmen? Ich habe dann eine Lehrmeinung verfasst, wonach das jüdische Recht es uns verbietet, ihn zurück zu weisen, da er Jude ist und seine Taten bereut.“*

Seinen Sitz im EU-Parlament hat Szegedi übrigens als Parteiloser behalten – um seine Familie ernähren zu können und um das Nachrücken eines Jobbik-Antisemiten zu verhindern.

Gerade auch solche drastischen Fälle unterstreichen: In einer freiheitlichen Gesellschaft werden sich Identitätsfragen durch wissenschaftliche und rechtliche Unterscheidungen besser (er-)klären, aber nicht allgemein entscheiden lassen.

Was das Judentum ist und sein soll können und müssen Jüdinnen und Juden selbst privat, gemeinschaftlich und gesellschaftlich in jeder Generation neu aushandeln – wie auch jede andere Identität (etwa als „Brite“, „Schwabe“, „Roma“, „Christ“ oder „Humanist“) immer wieder neu ausbuchstabiert werden muss. Völlig nichtreligiöse, aber nationalbewusste Juden und streng gläubige Haredim bilden die beiden Extrempositionen möglichen jüdischen Selbstverständnisses zwischen Volks- und Religionszugehörigkeit.

Der deutsch-jüdische, langjährig in den USA wirkende Rabbiner und Professor Leo Trepp (1913 – 2010) schlug daher 1998 vor, das biblische Bild vom *Beit Jisrael* – dem „Haus Israel“ – aufzugreifen [5, 17]:

*„In einer Hausgemeinschaft bildet sich eine nur ihr eigentümliche Atmosphäre heraus. Sie entsteht durch die Liebe ihrer Angehöriger zueinander, durch die ihnen gemeinsame Überlieferung, die jeden einzelnen von ihnen prägt, durch die Erfahrung, die sie gemeinsam machten und noch machen werden.*

*Der Geist dieser Atmosphäre umgreift nicht nur alle, die innerhalb der Familienwohnstatt leben, sondern auch jene, die es in die Fremde verschlug, nicht nur die, die in das Heim hineingeboren wurden, sondern auch jene, die sich erst später der Gemeinschaft anschlossen. Jede Familie bringt auf eine bestimmte, allen ihren Mitgliedern gemeinsame Art diesen Geist in Sitten und Bräuchen zum Ausdruck. Und sogar jene unter den Familienangehörigen, die diese Ausdrucksformen ablehnen, haben Teil an dem spezifischen Familiengeist, an der Liebe, ja selbst an den Konflikten der Familie.“*

Gewappnet mit diesem Gesamtüberblick können wir uns jetzt zur Entstehungszeit des rabbinischen Judentums und damit auch ihres heutigen ultraorthodoxen Flügels, der Haredim, begeben.

## 1.2 Ende oder Neuanfang? Zwischen Feder und Schwert

Wer die Haredim, das Überleben des Judentums gegen alle Wahrscheinlichkeiten und das Schicksal Israels verstehen möchte, ist jetzt eingeladen, mit uns nach Jerusalem ins erste Jahrhundert nach Christus zurück zu reisen. Die seit der Bronzezeit besiedelte, zeitweise von Königen bewohnte, aber auch immer wieder belagerte und zerstörte Stadt hat unter Herodes einen enormen Aufschwung erlitten. Um sein Reich zu sichern, hatte der Herrscher von Roms Gnaden einerseits brutale Gewalt gegen alle Widersacher angewendet, andererseits aber auch ein ehrgeiziges Bauprogramm umgesetzt. Höhepunkt war die prachtvolle Gestaltung des einst von den Babyloniern zerstörten Tempels in Jerusalem, nur dem Einen Gott geweiht, Sitz des Hohepriesters und kultisches Zentrum des Judentums.

*Eine Miniatur von Jerusalem im 1. Jahrhundert nach Christus. Hinten rechts dominierend, der Herodianische Tempel. Foto: Michael Blume, Jerusalem*

Doch in seinen letzten Lebensjahren war auch Herodes die Kontrolle zunehmend entglitten. Immer wieder erhoben sich Aufstände und aus Furcht vor Verschwörungen hatte er zuletzt immer mehr Menschen hinrichten lassen, darunter eine Ehefrau und mehrere seiner eigenen Kinder. Nach seinem Tod hatten die Römer das Reich unter mehreren überlebenden Söhnen aufgeteilt, dann aber zunehmend selbst mit mehr oder weniger fähigen Statthaltern die Kontrolle übernommen. Doch Frieden war nicht mehr eingekehrt.

Aber warum nur? Unter den hohen Steuerlasten hatten alle Völker im römischen Imperium zu leiden, doch viele Juden fühlten sich von der vorherrschenden römisch-griechischen Kultur und der entsprechend „hellenisierten“ Oberschicht zudem in ihren religiösen Gefühlen verhöhnt und verletzt. Einige Gruppen wie die Essener zogen sich in klosterähnliche Wüstensiedlungen zurück, andere wie die **Pharisäer** (von hebräisch peruschim = Die Abgesonderten) versuchten die Gebote auch im Alltag umzusetzen.

Umgekehrt war es für Römer schwer zu verstehen, warum dieses störrische Volk nicht einfach wie alle anderen den eigenen Gott in den bunten Mischgötterhimmel (das Pantheon) des Reiches einfügte, den göttlichen Kaisern huldigte und auch mal am Schabbat einen Schweinebraten briet. Für wen hielten sich die Einwohner dieses Kleinkönigreiches eigentlich, dass sie so entschieden auf ihren Bräuchen beharrten!? Zugleich verunsicherte die selbst demografisch niedergehenden Römer und Griechen aber auch der sehr enge Zusammenhalt, daraus wachsende wirtschaftliche Erfolg und Kinderreichtum dieses störrischen Volkes – und so hatte es bereits verschiedentlich Pogrome und Verbannungen gegen Juden im Mittelmeerraum und auch in Rom selbst gegeben. Juden wurden im römischen Reich einerseits bestaunt und als schriftkundige Wirtschaftspartner geschätzt, andererseits aber auch gefürchtet, ja verachtet und manchmal unterdrückt und verfolgt. [1]

In und um Jerusalem selbst rangen romtreue Juden insbesondere der Mittel- und Oberschichten mit der wachsenden Wut der Massen. Schon waren zahlreiche Aufstände niedergeschlagen und Rebellenführer gekreuzigt worden, die mit der Berufung auf ihren Gott die anstehende Befreiung Israels verkündet hatten – Simon von Peraea, Theudas, Athronges der Schafhirte und Jesus von Nazareth, um nur wenige zu nennen. Ein römischer Statthalter namens Pontius Pilatus hatte es mit der Grausamkeit gegenüber den Juden sogar so übertrieben, dass sich schließlich eine verzweifelte Delegation beim Kaiser in Rom beklagte – und die Absetzung des Römers erreichte. Doch dessen Nachfolger waren zwar teilweise weniger brutal, aber dafür oft noch gieriger – hohe Steuern, Feldzüge und die Einstellung der herodianischen Bauprojekte führten zu Armut und Massenarbeitslosigkeit, die wiederum Banditen- und Rebellengruppen beflügelten.

Zunehmend wandte sich die Gewalt auch nach innen: Über die kriegerischen Bewegungen von „**Zeloten**“ (griechisch(!): Zelotes, „Eiferer“) hinaus traten bald auch die noch radikaleren **Sikarier** (lateinisch(!): sica = „Dolch“) auf. Mit der Stichwaffe im Gewand näherten sie sich nicht nur Römern, sondern auch romtreuen, hellenisierten Mitgliedern der eigenen Oberschicht und schlugen dann im Gewimmel der Menge zu – sie verübten Terroranschläge! Um 56 n. Chr. gelang ihnen sogar der Mord an einem Hohepriester, dessen Amt durch zahlreiche Wechsel und blanke Korruption von einer Hoffnung zu einer Schande geworden war. Die Tradition hatte lange die Achtung des Tempelkultes geboten – doch weltliche wie auch religiöse Autoritäten hatten ihn zur Bereicherung auf Kosten des Volkes missbraucht.

So nutzte auch ein anderer Hohepriester um 62 n. Chr. den plötzlichen Tod des vorletzten römischen Statthalters Festus, um sich einen hartnäckigen Kritiker vom Leib zu schaffen: Noch bevor Kaiser Nero aus Rom einen neuen Amtsträger hatte entsenden können, wurde **Jakobus** (eigentlich: Ya’akov), Bruder des bereits erwähnten Jesus von Nazareth und Leiter der Jerusalemer „Muttergemeinde“ im Schnellverfahren verurteilt und hingerichtet.

Selbst unter der großen Mehrheit jener Juden in der Stadt, die die Hoffnung auf eine Wiederkehr des gekreuzigten Jesus für eine Irrlehre hielten und griechischsprachige Verehrer dieses Gescheiterten gesteinigt und aus der Stadt getrieben hatten, war der fromme und demütige Hebräer Jakobus als „der Gerechte“ längst berühmt und geachtet. Er hatte die jüdischen Gebote vorbildlich gehalten und den moralischen Verfall des Tempelkultes zu Recht kritisiert. Auch Pharisäer und Schriftgelehrte, die nicht zur Jesusbewegung zählten, hatten daher sogar – durchaus unter Lebensgefahr und leider erfolglos – gegen seine Verurteilung protestiert. Nach der Hinrichtung verließen viele jüdische Jesusjünger die Stadt.

Vier Jahre später beging der letzte römische Statthalter Florus schließlich den fatalen Fehler, der das Fass endgültig zum Überlaufen brachte: Begleitet von einer Schar Soldaten drang der Römer in den inneren, den Priestern vorbehaltenen Tempelbezirk ein und vergriff sich an dem Tempelschatz, den Abertausende von Pilgern dort Gott anvertraut hatten. Ein Aufstand brach aus, auf den die Römer wiederum mit einem wahllosen Massaker unter der Zivilbevölkerung reagierten. Nun bewaffneten sich die Menschen in Jerusalem, es sammelte sich der kriegerische Widerstand. Mit einer Rede vom Dach des Königspalastes versuchte der romtreue Klientelfürst Agrippa II. die Jerusalemer noch einmal dazu zu bewegen, sich der römischen Macht zu unterwerfen.

*„Wollt ihr das ganze römische Imperium herausfordern? Wo ist die Armee, die Waffen, auf die ihr euch stützen könntet? Wo ist eure Flotte, um die römischen Meere zu überqueren? […] Wollt ihr eure Augen vor der Macht des römischen Imperiums verschließen? Könnt ihr eure eigene Schwäche nicht abschätzen? Seid ihr reicher als die Gallier, stärker als die Germanen, intelligenter als die Griechen, zahlreicher als die Völker der Welt? Wie könnt ihr nur glauben, ihr könntet den Römern widerstehen?“* [2, 35]

Doch es war zu spät – die Bürger trieben den Römling mit Steinwürfen vom Dach und wählten in ihrer Wut und Verzweiflung das Schwert. Unter dem Befehl von Eleazar, einem jungen Offizier der Tempelgarde, wurde das Heiligtum erobert und von Römern „befreit“, das regelmäßige Opfer zu Ehren des Kaisers eingestellt. An der Spitze seiner Sikarier drang nun auch deren Anführer Menahem in die Stadt ein und ließ blutige Rache an Nichtjuden und romtreuen Juden verüben. Überrascht zog sich die römische Garnison in ihre Festung zurück, ergab sich auf die Zusage freien Geleits – und wurde doch von den wütenden Massen niedergemacht. Das kleine Jerusalem hatte einem Weltreich den Krieg erklärt!

Und Rom reagierte. Unter dem Kommando von **Vespasian** und dessen Sohn **Titus** marschierten vier Legionen samt verbündeter Hilfstruppen in Israel ein und zerstörten gnadenlos Dörfer, Städte und Festungen. In Jerusalem aber herrschte Chaos: Selbsternannte Könige und Messiasse wandelten durch die Straßen und wurden – wie schließlich auch Menahem – von rivalisierenden Gruppen getötet.

Verzweifelte Flüchtlinge vor der römischen Armee strömten schutzsuchend in die Hauptstadt, in der die Nahrungsmittel knapp wurden und Zeloten, Sikarier und Tempelgardisten zunehmend auch gegeneinander kämpften. Moderate Fraktionen – insbesondere der Priester- und Oberschichten, aber auch der Schriftgelehrten – drängten auf eine Kapitulation, wurden aber von den eifernden Radikalen zum Schweigen gebracht.

Die römischen Truppen schlossen die Stadt ein und sahen kaltblütig zu, wie die Verteidigung durch Hunger und interne Kämpfe langsam zerfiel. [2]

**Rabbiner Jochanan ben Zakkai**

Die Überlieferung weiß zu berichten, dass unter die vielen Toten jener Monate auch ein weithin geachteter Schriftgelehrter – Rabbi Jochanan ben Zakkai – gezählt worden sei. Ein gelernter Händler, gerühmter Thoraschüler des großen Hillel und der Bewegung der Pharisäer nahestehend, hatte der Weise von Anfang an vor bewaffnetem Widerstand gegen die Römer gewarnt – nicht in Gewalt, sondern nur in der Rückkehr zum Höchsten, Seiner Thora und der von Ihm gebotenen Gerechtigkeit sei noch Rettung zu finden.

Rabbi **Jochanan ben Zakkai** war unter anderem für seine Bescheidenheit und seine Beharrlichkeit bekannt, mit der er als Richter jedes Todesurteil abzuwenden versuchte. Leben galt ihm als gottgegeben und kostbar, an der Macht von Schwertern und Tieropfern zweifelte er und ein großer Teil seines langjährigen beruflichen Erfolges als Händler ging darauf zurück, dass ihm Juden und Nichtjuden gleichermaßen großes Vertrauen entgegen brachten – und nicht enttäuscht wurden. In seinen Argumenten gegen den Krieg lehnte er sich an die biblischen Propheten an, die auch schon vor der ersten Zerstörung Jerusalems und des Tempels durch das babylonische Großreich das Volk und besonders die Herrschenden zur Umkehr aufgerufen hatten. Und war nicht, so der Rabbiner, die wachsende Gewalt auch zwischen den Juden ein deutlicher Beleg dafür, dass sich Israel auf dem Irrweg befand? Wenn dem aber so war, wenn die Israeliten den Ewigen erzürnten, dann war die Niederlage gegen Roms machtvolle Legionen bereits besiegelt!

Auch noch zu Beginn der römischen Belagerung hatte Jochanan zu einer Kapitulation geraten und damit den bedrohlichen Zorn von Zeloten und Sikariern auf sich gezogen, die ihm Verrat vorwarfen. Er hatte bemerken müssen, dass seine Worte nichts mehr für Jerusalem und Judäa würden bewirken können und war darüber erkrankt.

Nun also wurde sein Sarg unter Weinen und Wehklagen aus dem Stadttor getragen, vor dem das mächtige römische Heer lagerte. Doch Jochanan war nicht wirklich tot, sondern hatte diesen Weg gewählt, um seinen schwersten Gang zu gehen.

Aus dem Sarg erhob er sich und bat, zum römischen Befehlshaber geführt zu werden. Es ist historisch nicht ganz klar, ob er Vespasian oder dessen Sohn Titus antraf und voraus sagte, dass sie einmal römische Kaiser werden würden – für beide erfüllte sich die Prophezeiung. Demütig bat er den erfreuten Römer um drei vermeintlich unbedeutende Gefallen: *„Gebt mir **Jabne** und seine Gelehrten* [eine Kleinstadt]*, lasst die Dynastie Rabban Gamaliels am Leben und lasst Rabbi Zaddok ärztliche Hilfe zukommen.“* [3, 55] Diese Bitten wurden huldvoll gewährt und schienen doch am Verlauf der Geschichte nichts mehr zu ändern.

Bis heute begehen Juden jährlich am 9. Aw einen Fastentag zur Erinnerung an die Zerstörung des ersten Tempels durch die Babylonier – und des zweiten Tempels durch die Römer. (Später erfolgte, so die Überlieferung, auch die blutige Eroberung Jerusalems um 1099 durch die Kreuzfahrer und dann der Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914 an einem 9. Aw.)

Jochanan soll geweint haben, als die römischen Truppen die Mauern überwanden und die geschwächten Verteidiger überrannten. Gnadenlos machten die Legionen die widerspenstige Stadt dem Erdboden gleich und erschlugen oder versklavten alle Bewohner. Verzweifelte Priester sollen auf das Dach des Tempels geklettert und dem Höchsten weinend die Schlüssel angeboten haben – hätten sie doch darin versagt, Sein Heiligtum zu schützen.

Doch vergebens: Die Römer zerstörten den Tempel so gründlich, dass nur ein Teil der Außenwand erhalten blieb – die heutige „**Klagemauer**“, ein zentraler Klage- und Gebetsort des Judentums. Die wenigen Überlebenden und erbeuteten Tempelartefakte wurden im Triumphzug durch Rom geführt, die Szene auf einem Triumphbogen verewigt. Jerusalem gab es nicht mehr und in vielen Städten des Reiches kam es zu Pogromen und Vertreibungen, als sich die triumphierenden Nachbarn höhnisch und teilweise plündernd gegen die scheinbar endgültig besiegten Juden wandten.

*Versklavte Juden mit der Menora – dem siebenarmigen Leuchter – des Jerusalemer Tempels auf dem heute noch erhaltenen Titus-(Triumph-)bogen in Rom.*

Wenige Jahre später tötete sich auch die letzte Formation der Sikarier samt ihrer Frauen und Kinder in der noch von Herodes gebauten Festung **Massada** selbst, als sie der römischen Übermacht nicht mehr standhalten konnten. Mit einem verzweifelt scheiternden Aufstand eines Simon Bar Kochba wenige Jahrzehnte später schien das jüdische Volk auch in der Fläche endgültig gebrochen, vernichtet und zerstreut zu sein.

Rom würde als Ewige Stadt und Haupt eines Weltreiches die Geschichte überstrahlen. Judäa aber wurde nun offiziell zu **Palästina** und Jerusalem zu **Aelia Capitolia**; einer römischen Stadt, zu der allen Beschnittenen (!) der Zutritt ausdrücklich verboten war.

Noch harrte eine Schar von Samaritanern am Berg Garizim zu Füßen ihres ebenfalls zerstörten Tempels aus – bis heute hat sich dort eine Gruppe von einigen Hundert erhalten, die einen Vertreter ins Parlament der Palästinensischen Autonomiebehörde entsenden.

Doch gegen alle Erwartungen begannen zwei Varianten des scheinbar zerschmetterten Judentums ihren Aufstieg zu Weltreligionen: So begann sich aus der jüdischen Anhängerschaft jenes gekreuzigten Rabbiners Jesus von Nazareth eine eigene Religion, das **Christentum**, heraus zu bilden.

Beginnend mit einem Aufbruch am Festtag des Schawuot noch im Todesjahr des Meisters hatten sich nicht nur Juden, sondern auch immer mehr Nichtjuden der Bewegung angeschlossen. Mit der Steinigung des Stephanus und der Vertreibung der griechischsprachigen Jesusjünger, später der Hinrichtung des auch unter frommen Juden geachteten Jesusbruders Jakobus und schließlich der Zerstörung von Jerusalem – die auch von frühen Christen als Strafe interpretiert wurde – beschleunigte sich der Ablösungsprozess von der jüdischen Mutterreligion.

In den Briefen des **Paulus** (hebärisch eigentlich: Schaul) sowie den im Abstand einiger Jahrzehnte nacheinander verfassten Evangelien des Markus, Matthäus, Lukas und Johannes können wir die wachsende Abgrenzung zum Judentum geradezu im Zeitraffer beobachten: Die Schuld am grausamen Tod Jesu wird dabei mehr und mehr von den Römern auf seine innerjüdischen Gegner umgewälzt und aus dem volksnahen, den Pharisäern nahestehenden Rabbiner und Messias (hebräisch **Maschiach**, „Gesalbter“) wurde immer mehr der Christus (griechisch: Gesalbter), Sohn und Wort Gottes vor aller Zeit, eins mit dem Vater und dem Heiligen Geist. Die Botschaft des vermeintlich Gescheiterten strahlte ins gesamte Reich und wälzte die Geschichte um: Drei Jahrhunderte später übernahmen die Christen gegen alle Verfolgungen das religiös und demografisch erschöpfte Imperium – und machten Rom zu ihrer bedeutendsten Bischofstadt. Heute bildet das aus dem Judentum entwachsene Christentum noch vor Islam und Hinduismus die mit Abstand größte Weltreligion der Erde.

Und zwischen all den erloschenen Varianten war auch ein Zweig des Judentums selbst gegen alle Erwartungen nicht völlig erstorben: In Jabne gab es ja noch diese eine, römisch geduldete Gelehrtenschule, in der gelehrte Rabbiner die biblischen Traditionen pflegten und erweiterten und sich dazu mit jüdischen Gemeinden außerhalb des Landes – von Afrika bis Babylon – zunehmend vernetzten. Weltweit dürfte es zu dieser Zeit knapp sieben Millionen Juden gegeben haben: Je gemischte Gemeinden aus Israeliten und vor allem weiblichen Eingetretenen der umliegenden Völker, verstreut über die gesamte bekannte Welt vom römischen Reich über Afrika, überlebende Dörfer in Palästina bis hin zu Siedlungen in der arabischen Welt, dem früheren Babylon, bald auch bis nach Indien und China. [9, 183]

Um die Zersplitterung und Auflösung dieser Verstreuten zu verhindern hatte der im Sarg aus dem untergehenden Jerusalem geschmuggelte Rabbiner Jochanan den traditionellen Gelehrtenrat, den **Sanhedrin**, mit überlebenden Schriftgelehrten wieder aufgebaut. Statt aber selbst am Ruder zu bleiben, hatte er dessen Vorsitz dann an die Dynastie Gamaliels zurückgegeben – jene so angesehene Rabbinerfamilie, um deren Leben er gebeten hatte.

Mit dieser ebenso bescheidenen wie klugen Handlung verhinderte Jochanan die weitere Spaltung der noch verbleibenden Juden: Jerusalem war zwar zerstört, doch mit dem römisch geduldeten Sanhedrin von Jabne unter Leitung der Gamaliels hatten nun die verbliebenen Gläubigen weltweit doch wieder ein gemeinsames, religiöses Zentrum, an das sie anknüpfen konnten. Der Tempel war zerstört, die vorgeschriebenen Rituale und Tieropfer waren unmöglich geworden – doch an ihre Stelle konnten das Gebet, das Studium der Thora und die guten Werke treten. Nicht mehr in den Waffen und Aufmärschen von Truppen war Hoffnung zu finden, sondern im Lärm der Schulkinder, die die Traditionen ihrer Eltern und das Wissen der Gemeinschaft aufnahmen und weitertrugen.

Nicht also das Schwert und politische Macht, sondern die Feder, Frömmigkeit und Familien der sich Absondernden bescherten dem Judentum doch noch eine Zukunft!

*Überleben an der Thora. Schriftgelehrter in Jerusalem, Fotografie um 1930.*

Warum aber hatte Jochanan als Drittes auch um einen Arzt für den **greisen Rabbi Zaddok** gebeten, der doch bereits viel zu alt und schwach war, um noch eine tragende Rolle zu spielen? Nach der Überlieferung hatte besagter Zaddok vierzig Jahre lang gebetet und gefastet, um die Sünden des Volkes aufzuwiegen und die Strafe Gottes von Jerusalem abzuwenden. Es hatte nicht gereicht und doch eine Tradition gestärkt, nach der die Frommen durch ihr Tun auch Schutz und Segen für das gesamte Volk erwirken könnten.

*„Wenn wir noch einen zweiten Mann wie ihn gehabt hätten, hättest du uns nicht besiegt, nicht einmal mit einer doppelt so starken Armee.“*, soll Jochanan dem römischen Oberbefehlshaber seine „seltsame“ Wahl für die Behandlung des alten, kranken Mannes erklärt haben. [3, 56] Bis heute sind Haredim davon überzeugt, mit ihrer religiösen Lebensweise auch ihre Mitmenschen zu schützen und damit mindestens ebenso verdienstvoll zu wirken wie Ärzte und Krankenschwestern, Soldaten und Polizistinnen!

Auch in seinen letzten Lebenstagen erwies sich Rabbi Jochanan dabei schließlich als wahrer Haredi, Gottesfürchtender: Seine Familie und Schüler erlebten erschüttert, dass sich der so geachtete Sterbende mit Zweifeln plagte. Während er für seine Rettungstaten gerühmt wurde, quälte er sich mit Fragen: Hätte er nicht noch mehr für sein bedrohtes Volk und die Überlieferung der Thora tun können? Und vor allem: Hätte er nicht von den Römern mehr erbitten können, vielleicht gar die Verschonung Jerusalems? Und wenn nicht, hätte er dann nicht auch den Märtyrertod wählen sollen? Hatte er sich durch vermeintliche Klugheit des Kleinglaubens schuldig gemacht?

So starb der Retter des rabbinischen Judentums inmitten mit ihm betender Angehöriger und Schüler, Gott um Verzeihung bittend in dem kleinen Ort Brur-Hayil, in den er sich nach seinem Rücktritt vom Vorsitz des Sanhedrin zurückgezogen hatte. Seinen Nachfolgern hinterließ er unter anderem eine kleine Aussage, die so groß war, dass Muslime sie später in ähnlichen Formulierungen bei ihrem Propheten Muhammad und evangelische Christen bei Martin Luther wiederfinden würden: *„Wenn du einen jungen Setzling in Händen hältst und hörst die Leute schreien, dass der Messias gekommen ist, mache erst deine Arbeit, dann kannst du ihn empfangen.“* [3, 59]

## 1.3 Das Volk der Schrift

In den vorangegangenen beiden Kapiteln haben wir uns mit der Geschichte des jüdischen Volkes befasst, das sich vor etwas über drei Jahrtausenden aus unscheinbaren, um nicht zu schreiben „gewöhnlichen“ Anfängen auf die Weltbühne vorgetastet hatte. Stämme, Stammesbünde und Kleinkönigreiche gab es weltweit in Überzahl – die meisten sind längst wieder verschmolzen und vergangen, von vielen blieben kaum Spuren. Noch immer ist das archäologisch gewonnene Wissen begrenzt – beispielsweise die historische Existenz vieler Akteure nicht belegt. Erkennbar ist, dass sich das frühe Israel kaum von den Völkern seiner Nachbarschaft unterschied und ebenso wie diese unterschiedliche Gottheiten, teilweise konkurrierende Städte und Tempelstätten sowie religiös-kulturelle Traditionen kannte.

Wie also konnte ausgerechnet dieses Völklein den so abstrakten, bildlosen Monotheismus entwickeln und gegen alle Verwüstungen und Verfolgungen erhalten? Wie konnten Juden gleich mehrere Phasen und insgesamt über zwei Jahrtausende der Zerstreuung überleben, ohne ihre Identität in den umliegenden Mehrheiten und Hochkulturen aufzulösen? Und schließlich: Wie konnte ein vor fast zweitausend Jahren vernichteter Staat gegen alle Widerstände wieder errichtet werden? Und was steckt hinter der Beharrlichkeit, der Stabilität und dem Wachstum gerade auch der streng religiösen Haredim?

Über die längste Zeit der Geschichte standen für diese so unwahrscheinliche Ereigniskette eigentlich nur zwei Deutungsmöglichkeiten zur Verfügung: Die eine ging von einem tatsächlichen Einwirken des Göttlichen in die Menschheitsgeschichte aus.

Die zweite Variante las sie als sich sozialpsychologisch selbst erfüllende Prophezeiung, mit der sich ein Volksstamm erst von seiner Umgebung abgesondert und dann eine dauerhaftere, religiöse Identität angenommen habe.

Inzwischen steht mit der nach dem Neuroanatomen Detlef Linke (1945 – 2005) benannte **„Linkeschen These“** aber auch eine dritte, wissenschaftliche Perspektive zur Verfügung, die von dem deutsch-jüdischen Übersetzer und Philosophen Moses Mendelssohn (1729 bis 1786) bereits im 18. Jahrhundert vorweg genommen worden war. Mendelsohn hatte vermutet [6, 202]:

*„Mich dünkt, die Veränderung, die in verschiedenen Zeiten der Kultur mit den Schriftzeichen vorgegangen, habe von jeher an den Revolutionen der menschlichen Erkenntnis überhaupt und insbesondere an den mannigfachen Abänderungen ihrer Meinungen und Begriffen in Religionssachen sehr wichtigen Anteil.“*

Zwei Jahrhunderte später war Linke, der über die Sprachverarbeitung der beiden Gehirnhälften habilitiert hatte, tatsächlich auf eine interessante Querverbindung gestoßen: Demnach bearbeiteten unsere menschlichen Gehirne vokalarme Alphabete (wie Hebräisch oder Arabisch) anders als vokalisierte Alphabete (wie Griechisch oder Lateinisch). So mussten beim Lesen eines frühen, hebräischen Textes die fehlenden Vokale jeweils assoziierend in die Vokale eingefügt werden – eine intensiv anstrengende Arbeit für die rechte Gehirnhälfte.

Entsprechend hätten, so Linke, vokalarme Alphabete eine nach Links laufende Schreib- und Leserichtung entwickelt (was empirisch stimmt) und noch dazu die Gehirnfunktionen so eingebunden, dass jede weitere Ablenkung etwa durch Musik oder Bilder zunehmend vermieden worden wäre. Die Belohnung: Werde ein vokalarmer – etwa hebräischer oder arabischer – Text dann auch linksläufig und ohne weitere Ablenkung gelesen, so könne sich ein Flow-Gefühl tiefer Versenkung einstellen. Und – genau dies geschieht Juden und Muslimen bis heute bei Thora- und Koranrezitationen, wogegen Christen beim Lesen vokalisierter Bibeln nicht in vergleichbare Zustände fallen! Sogar leichte Veränderungen der Thora-Leseerfahrung nach der späteren Masorierung (Teil-Vokalisierung) der Schrift lassen sich in jüdischer Liturgie und Mystik nachweisen!

Kurz gefasst: Die Linkesche These vermag nicht nur die Schriftrichtungen und unterschiedlichen Ritualformen, sondern auch die inneren Erfahrungen und Gottesvorstellungen der verschiedenen Religionen erstaunlich genau zu erklären! Indem die frühen Hebräer ein vokalarmes Alphabet entwickelten, entdeckten ihre Schriftgelehrten zunehmend eine eigene religiöse Erfahrungswelt, die sie mit wachsender Abscheu gegen die herkömmlichen götter- und bilderreichen, lauten und opferblutigen Tempelrituale ihrer Umgebung erfüllte. [6, 200 – 203]

Damit wird aber auch klar, warum sich dieser bildlose Eingottglauben „in der Schrift“ gerade in einem bedrängten Stammes- und Kleinkönigreich entfalten konnte! Denn selbstverständlich dachten Tempelpriester wie auch die mit ihnen verbundenen Herrscher nicht daran, ihre Vorrechte an die bilderfeindlichen, aber noch eher randständigen Schriftgelehrten abzutreten. In Sumer und Ägypten, Assyrien und Babylon waren weiterhin die Herrschenden die Verkörperung des Göttlichen geblieben und hatten sich die Loyalität ihrer Untertanen durch Bündnisse mit Tempelpriestern gesichert. Die Schreiber waren hier gegenüber Thronen und Altären untergeordnete Verwaltungsbeamte geblieben.

Doch gerade im vermeintlich kleinen, von umgebenden Großreichen immer wieder bedrängten Israel hatten Könige und Priester einen schweren Stand. So hatte ausgerechnet die Zerstörung Jerusalems und seines Tempels durch die Babylonier und das folgende „Babylonische Exil“ den religiösen Aufstieg der Schriftkundigen massiv befördert!

In der Krise, in der Fremde, ohne Tempel, Statuen und Hoheitsrechte wurden die Schulen und Vorträge der Schriftgelehrten zu Trägern der jüdischen Identität, die **Synagoge** als Versammlungs- und Lehrhaus der Schriftkundigen begann ihren Aufstieg. Wir haben gesehen, wie sich diese Entwicklung nach der Zerstörung des zweiten Tempels durch die Römer vollendete – die Juden überlebten ohne Land und Tempel als „Volk des Buches“.

*„Thora bedeutet deshalb auch die unablässig weiterwachsende Gesamtheit der Lehren: Sie ist das gemeinsame Erbe. Die Thora kommt den Nöten und Bedürfnissen aller Generationen der Gemeinde Jakobs entgegen. Jede Generation fügt ihr Neues aus ihren eigenen Erlebnissen und Erfahrungen hinzu. Dadurch spiegelt die Thora das ganze jüdische Geschick wider.*

*Sie hat dieses Schicksal gelenkt, und mit jedem hinzugeborenen jüdischen Kind bereichert und erweitert sie sich.“* [5, 18]

*Lebendige Schrift. Eine Thorarolle für Kinder, Israelitische Religionsgemeinschaft Baden 2010*
*Foto: Zehra Blume*

Und noch ein zweiter, verstärkender Aspekt kommt zur inneren Schrifterfahrung hinzu: Die (damals wenigen) Schriftkundigen verwalteten das kulturelle Gedächtnis ihres Volkes!

Wir sind es heute gewohnt, die Beobachtung zu formulieren: „Die Geschichte wird von den Siegern geschrieben." Dies setzt aber bereits voraus, dass „die Sieger" überhaupt schreiben können – was für die längste Zeit der Geschichte und ganz sicher für das erste Jahrtausend vor und nach Christus alles andere als selbstverständlich war! Dort galt: *„Die Geschichte wird von den (wenigen) Schriftkundigen geschrieben."*

Sie bestimmten nicht nur, welche der unzähligen mündlichen Traditionen, Namen und Ereignisse überhaupt verzeichnet und weitergegeben wurden – sondern auch, wie diese erzählt und gedeutet wurden! So wuchs der Korpus des Tanach – der hebräischen Bibel, im christlichen Jargon das „Alte Testament“ – über Jahrhunderte hinweg zu „der“ Geschichts- und Weisheitsdeutung zusammen.

Während schriftkundige Priester in diesem Prozess noch lange aktiv beteiligt waren, sah es für verfeindete Völker, aber auch die eigenen Könige – deren schriftkundige Beamte allenfalls zu Lebzeiten Loyalität zu üben hatten – schon schlechter aus: Buchstäblich kein gekröntes Haupt Israels wurde von Kritik verschont und auch die Eskapaden noch der legendärsten Könige verzeichnet. Selbst die wuchtige Wortmacht der Propheten, die Ziele und Inhalte ihrer göttlich legitimierten Warnungen und Mahnworte wurde von den Schriftgelehrten begutachtet, bevor sie bearbeitet und aufgezeichnet wurden.

In der späteren Auslegung des Talmuds nach der Zerstörung Jerusalems wurde das Argument der Schriftgelehrten dann auch über das Zeigen von Wundern, ja sogar über die göttliche Stimme selbst (!) gestellt.

So berichtet der Babylonische Talmud in Baba Mezia 59 über einen zunächst banal wirkenden Streit um die Erlaubtheit einer Ofenform – in der aber schließlich die Mehrheit der Schriftkundigen ungerührt sogar das göttliche Eingreifen abweist und Gott in Seine selbst gesetzten Schranken weist.

*„Es wird gelehrt: An jenem Tage brachte Rabbi Elieser alle Argumente, die in der Welt möglich sind, vor. Aber sie (die Mehrheit) nahmen diese nicht an.*

*Hierauf sprach er zu ihnen: Wenn die geltende Norm meiner Meinung entspricht, so mag dies dieser Johannisbrotbaum beweisen. Da rückte der Johannisbrotbaum hundert Ellen von seinem Orte fort; manche sagen, vierhundert Ellen.*
*Sie aber erwiderten: Man bringt keinen Beweis von einem Johannisbrotbaum.*

*Hierauf sprach er zu ihnen: Wenn die geltende Norm meiner Meinung entspricht, so mag dies dieser Wasserlauf beweisen. Da zog sich der Wasserlauf zurück.*
*Sie aber erwiderten: Man bringt keinen Beweis von einem Wasserlauf.*

*Wiederum sprach er zu ihnen: Wenn die geltende Norm meiner Meinung entspricht, so werden es die Wände des Lehrhauses beweisen. Also neigten sich die Wände des Lehrhauses und drohten einzustürzen. Da schrie sie Rabbi Jehoschua an und sprach zu ihnen: Wenn die Gelehrten sich um die geltende Norm streiten, was geht dies euch an! Sie stürzten hierauf nicht ein, wegen der Ehre Rabbi Jehoschuas, und sie richteten sich auch nicht auf, wegen der Ehre Rabbi Eliesers; und noch immer stehen sie geneigt da.*

*Wiederum sprach er zu ihnen: Wenn die geltende Norm meiner Meinung entspricht, so werden sie dies aus dem Himmel beweisen. Da erscholl eine himmlische Stimme und sprach: Was habt ihr gegen Rabbi Elieser; die geltende Norm ist stets wie er sagt. Da stand Rabbi Jehoschua auf und sprach: Nicht im Himmel ist sie.*

*Was bedeutet: Nicht im Himmel ist sie? Rabbi Jirmija erwiderte: Die Tora ist bereits vom Berge Sinai herabgegeben worden (und befindet sich nicht mehr im Himmel). Wir achten nicht auf die himmlische Stimme, denn bereits am Berge Sinai hast du in die Tora geschrieben: Nach der Mehrheit muss man sich richten.*

*Rabbi Nathan traf den Propheten Elija und fragte ihn, was der Heilige (Gott), gelobt sei er, in dieser Stunde tat? Dieser erwiderte: Er schmunzelte und sprach: meine Kinder haben mich besiegt, meine Kinder haben mich besiegt."*

Doch auch schon in den letzten Jahrhunderten „vor" der Zerstörung des zweiten Tempels durch die Römer war das Ansehen und Selbstvertrauen der Schriftgelehrten beim Volk gewachsen und es hatte sich ein Ideal heraus gebildet, nach dem religiöse Bildung wertvoller als Macht und Wohlstand sei. So erreichte die Schrift Ben Sira hohe Verbreitung und Achtung und wurde von den katholischen und orthodoxen Christen später als „Jesus Sirach" sogar in den Kanon des christlichen „Neuen Testaments" aufgenommen.

Dort heißt es in einem Lob des Gelehrtenlebens, das bis heute gerade auch das Ideal der Haredim prägt und umschreibt (Ben Sira, 38, 24 – 39, 11):

*„Die Weisheit des Schriftgelehrten vermehrt das Wissen. / Wer frei ist von Arbeit, kann sich der Weisheit widmen.*

*Wie kann sich einer der Weisheit widmen, / der den Pflug hält und mit dem Treiberstachel prahlt, der Rinder auf die Weide treibt, Ochsen zurückholt, / sich mit den Jungstieren unterhält, der seinen Sinn auf das Eggen der Furchen richtet / und darauf bedacht ist, die Mast zu vollenden?*

*Arbeiten muss auch der Handwerker und Künstler, / der Tag und Nacht beschäftigt ist, der Siegelringe schneidet oder dessen Aufgabe es ist, / in das bunte Gewebe Abwechslung zu bringen, der seinen Sinn auf die Wiedergabe des Musters richtet / und darauf bedacht ist, das Werk schön zu vollenden.*

*Ebenso der Schmied, der am Amboss sitzt / und auf die eisernen Geräte achtet, dem der Hauch des Feuers das Fleisch schmelzen lässt / und den die Hitze des Ofens durchglüht, dem der Lärm des Hammers das Ohr betäubt / und dessen Augen auf das Muster des Gerätes gebannt sind, der seinen Sinn auf die Vollendung der Stücke richtet / und darauf bedacht ist, das fertige Werk zu verzieren.*

*Ebenso der Töpfer, der vor seiner Arbeit sitzt / und mit seinen Füßen die Scheibe dreht, der unaufhörlich um seine Arbeit besorgt ist / und dessen ganzer Eifer der großen Anzahl gilt, der mit dem Arm den Ton knetet / und ihm mit den Füßen die Zähigkeit nimmt, der seinen Sinn auf die Vollendung der Glasur richtet / und darauf bedacht ist, den Ofen richtig zu erhitzen.*

*Sie alle verlassen sich auf ihre Hände / und jeder ist erfahren in seinem Geschäft.*
*Ohne sie wird keine Stadt besiedelt, / und wo sie sich niederlassen, hungern sie nicht.*

*Aber zur Volksversammlung werden sie nicht hinzugezogen, / in der Gemeinde ragen sie nicht hervor. Sie sitzen auf keinem Richterstuhl / und kennen sich nicht aus in Recht und Gesetz. Weise Bildung offenbaren sie nicht, / Sinnsprüche sind bei ihnen nicht zu finden.*

*Sie kennen sich nur in weltlichen Berufen aus, / ihr Sinnen richtet sich auf die Ausübung des Gewerbes. Anders, wer sich der Gottesfurcht widmet / und das Gesetz des Höchsten erforscht.*

*Die Weisheit aller Vorfahren ergründet er / und beschäftigt sich mit den Weissagungen; er achtet auf die Reden berühmter Männer / und in die Tiefen der Sinnsprüche dringt er ein.*

*Er erforscht den verborgenen Sinn der Gleichnisse /*
*und verweilt über den Rätseln der Sinnsprüche.*

*Im Kreis der Großen tut er Dienst /*
*und erscheint vor den Fürsten; er bereist das Land fremder Völker, /*
*erfährt Gutes und Böses unter den Menschen;*

*Er richtet seinen Sinn darauf, / den Herrn, seinen Schöpfer, zu suchen, / und betet zum Höchsten; er öffnet seinen Mund zum Gebet / und fleht wegen seiner Sünden.*

*Wenn Gott, der Höchste, es will, / wird er mit dem Geist der Einsicht erfüllt: Er bringt eigene Weisheitsworte hervor / und im Gebet preist er den Herrn.*

*Er versteht sich auf Rat und Erkenntnis /*
*und erforscht die Geheimnisse;*
*er trägt verständige Lehre vor /*
*und das Gesetz des Herrn ist sein Ruhm.*

*Viele loben seine Einsicht; / sie wird niemals vergehen. Sein Andenken wird nicht schwinden, sein Name lebt fort bis in ferne Geschlechter.*

*Von seiner Weisheit erzählt die Gemeinde, / sein Lob verkündet das versammelte Volk. Solange er lebt, wird er mehr gelobt als tausend andere; / geht er zur Ruhe ein, genügt ihm sein Nachruhm."*

Hier also scheint ein Bildungsideal auf, das sich gerade nicht an der wirtschaftlichen Verwertbarkeit des erworbenen Wissens orientiert, sondern an religiöser Wahrheit und lebenspraktischer Weisheit. Die Berufstätigen werden gewürdigt, der Schriftgelehrte steht jedoch noch höher – und faktisch sind sie arbeitsteilig aufeinander angewiesen.

Hier also ist der Grund zu finden, warum Haredim-Männer dazu tendieren, die Zeit ihrer religiösen Studien vor dem Einstieg in ein Berufsleben so lange wie möglich auszudehnen: Es gibt keine direkten Verbote gegen berufliche Arbeit und Erfolg – aber *„wer sich der Gottesfurcht widmet / und das Gesetz des Höchsten erforscht"*, dessen Tun gilt als noch segensreicher nicht nur für die Betroffenen selbst, sondern auch für ihre Umgebung, für ganz Israel und sogar für die Welt!

Wenn Haredim Stipendien, Spenden oder Sozialleistungen annehmen, dann erfahren sie sich also nicht als „Schmarotzer“, die auf Kosten anderer leben würden – sondern als Studierende und Betende, die für sich und ihre Familien auf Wohlstand verzichten, aber durch ihre Lebensführung Segen, Frieden und Wohlstand auch für die Schenkenden sichern.

Entsprechend gilt gerade auch für Haredim-Frauen und (Schwieger-)Eltern ein religiös anerkannter und möglichst weiter studierender Mann als hohe Auszeichnung, die einem weltlich wohlhabenderen, aber religiös weniger versierten Zeitgenossen vorzuziehen sei. So hatte bereits der talmudische Rabbi Meir gelehrt: *„Wenn jemand seine Tochter einem Dummen gibt, ist es, als ob er sie an Händen und Füssen gefesselt einem Löwen vorwerfen würde.“* [3, 221]

Und ganz abgesehen davon, dass sehr viele Haredim den Wehrdienst für den noch nicht vom Messias begründeten Staat Israel aus tiefer Überzeugung ablehnen, sind die meisten darüber hinaus der Überzeugung, dass ihr Dienst des Studiums und Gebets das jüdische Leben sehr viel effektiver schütze als jede Waffe (vgl. Kap. 4.0).

Wir erinnern uns: In Kapitel 1.1 hatte sich Rabbi Jochanan ben Zakkai beim römischen Heerführer entsprechend um die Gesundheit des greisen, seit Jahrzehnten für sein Volk darbenden Rabbi Zaddok verwendet, denn, so Jochanan laut Überlieferung: *„Wenn wir noch einen zweiten Mann wie ihn gehabt hätten, hättest du uns nicht besiegt, nicht einmal mit einer doppelt so starken Armee.“*

Eine noch viel zu wenig beachtete Folge dieser Schriftorientierung ist ein erster Schub zur **„Sakralisierung der Person“**, die nach Hans Joas sehr viel später zur Formulierung der individuell gültigen Menschenrechte führen wird! [8] Denn im rabbinischen Judentum wurden Könige, Priester und auch Adelsstand ihrer göttlich legitimierten Vorrechte entkleidet; allein das Thora-Engagement der Menschen, völlig unabhängig von ihrem Stand, verbürgt nun die direkte Zuwendung des Höchsten! Auf den im 2. Jahrhundert nach Christus wirkenden Rabbi Jose ben Chalafta aus Sepphoris, der beruflich als Gerber (Lederarbeiter) wirkte, wurde so schließlich gar die Aussage zurück geführt, dass sich die göttliche Präsenz (Schechina) überall *„offenbare“*, wo *„zwei oder drei auf dem Markt zusammen sitzen und es sind Worte der Thora unter ihnen“* (ARN B 34).

Und auch dieses Verdienst musste sich keineswegs auf Juden beschränken, vielmehr lehrte der bereits erwähnte Rabbi Meir: *„Ein Heide, der die Thora studiert, ist soviel wert wie ein Hohepriester.“* [3, 221]

Religionssoziologisch hat dieses jüdisch-religiöse Bildungsideal noch eine weitere, wichtige Auswirkung: Gerade weil das spezialisierte Thora-Wissen – zudem oft noch in eigenen Sprachen wie Hebräisch, Aramäisch und Jiddisch vermittelt – außerhalb der Rabbinerlaufbahn kaum „Arbeitsmarktwert“ hat, verstärkt es die Bindungen an die Gemeinde.

Denn ein Mann, der nach Jahren und Jahrzehnten des oft von Lernerfolgen und religiösen Erfahrungen begleiteten Thorastudiums austreten würde, würde nicht nur den religiös-emotionalen, sondern auch den sozialen Wert seines teuer erworbenen Wissens verwerfen.

Innerhalb der Gemeinde verbürgt sie eine hohe Wertschätzung und die Teilhabe am sozialen Leben der Männer; außerhalb der Gemeinde aber verliert sie den Großteil ihres Wertes, gilt als verschroben, veraltet und wirtschaftlich kaum verwertbar.

So versüßt die religiöse Bildung den Verbleib in der Gemeinde – selbst noch nach Abschluss des Vollzeitstudiums und dem Eintritt in einen weltlichen Hauptberuf -, verteuert aber den denkbaren Ausstieg durch drohenden Verlust fast all ihres Wertes und die damit drohende soziale, emotionale und auch wirtschaftliche Armut.

Wohl an keinem anderen Thema lässt sich daher auch die Unterscheidung zwischen „modernen Orthodoxen“ und „Ultraorthodoxen“ so gut ziehen wie an der Haltung zur weltlichen Bildung: Modern Orthodoxe schätzen diese als Ergänzung zur religiösen Bildung und haben entsprechend kein Problem damit, ihre religiösen Studien etwa im Bereich von Universitäten fort zu setzen und mit akademischen Abschlüssen in anderen Wissenszweigen zu kombinieren.

Ähnlich wie Old Order Amish oder Hutterer fürchten die meisten Haredim dagegen den Einfluss des „Weltwissens“, das Anhänger auf den Gedanken bringen könnte, ihr Glück auch außerhalb der Gemeinde zu versuchen. Bedeutende ultraorthodoxe Rabbiner wiesen zuletzt sogar die zahlreichen Belege auf die hohe, auch weltliche Bildung antiker und mittelalterlicher Rabbiner mit dem Argument zurück, dass diese durch die damaligen Umstände dazu gezwungen worden wären; segensreicher aber sei es, sich möglichst vollständig auf religiöses Wissen zu beschränken. Entsprechend gab und gibt es in Israel, aber auch in den USA und in Europa Konflikte über die staatlich zunehmend verlangte Vermittlung von Fremdsprachen, Mathematik und anderer „weltlicher“ Inhalte in Haredi-Schulen. [7, 53]

Einige Bewegung gab es dagegen seit Beginn des 20. Jahrhunderts im Bereich der Mädchenbildung. Mehrere Haredi-Bewegungen eröffneten eigene Mädchenschulen, in denen zunehmend auch Sprachen und berufsbezogene Kenntnisse vermittelt wurden. Denn zu vertieften, religiösen Studien waren und sind die Frauen nicht verpflichtet – nach einigen Traditionen nicht einmal befugt -, wohl aber können sie als Berufstätige ihre Familien samt ihrer studierenden Männer unterstützen.

Die Doppelbelastung als Mutter einer möglichst kinderreichen Familie und als berufstätige Alleinverdiener ist enorm und kann bestenfalls zum Teil durch familien- und gemeindeinterne Unterstützung aufgefangen werden; dennoch sind es oft gerade auch die Frauen, die von ihrem Mann den weiteren, aktiven Erwerb religiösen Wissens und damit Segen in dieser und der nächsten Welt einfordern.

### 1.4 Die Wertschätzung der Familie

Die jüdisch-heilige Schrift des Talmud (vgl. Kap. 2.0) berichtet von einem Gelehrten namens **Simon ben Azzai**, der die Thora so sehr liebte, dass er an nichts Weltlichem Interesse fand. Nach einer Legende wurde er gar von heiligem Feuer umfangen, wenn er seinen Schülern von tiefen Erkenntnisse berichtete und über die Geheimnisse der Schrift und die Ekstase der religiösen Erfahrung sprach. Obwohl die Gelehrten sein Wissen und seinen Fleiß rühmten, wurde er Zeit seines Lebens niemals zum Rabbiner ordiniert, in einer Diskussion unter Gelehrten schwer getadelt und fand schließlich, so die Überlieferung, den Tod, als er sich in mystische Gefilde begab, für die er noch nicht reif genug gewesen sei.

Was aber fehlte Ben Azzai? Der Talmud ist da eindeutig: Eine Familie!

*„Perou ourevou* – Tragt Frucht auf die Erde und vermehret Euch!“ lauten die ersten Worte Gottes an die gerade erschaffenen Menschen und damit *das erste aller 613 Gebote der Thora* (1. Mose 1, 28, Gebotszählung nach jüdischer Tradition). Es half nichts, dass Ben Azzai sein Alleinleben damit rechtfertigte, dass er die Thora über alles liebte – als glaubwürdiger Lehrender durfte er nicht nur über sie reden, er musste sie leben!

Und so drehte sich auch die Diskussion, in der er schwer getadelt wurde, um dieses Gebot. Rabbi Elieser habe erklärt: *„Wer kein Kind hat, macht sich gleichsam des Blutvergießens schuldig.“* Rabbi Jaakov ergänzte: *„Wer kein Kind hat, hat gleichsam das Bild Gottes herabgesetzt; denn es steht geschrieben, dass Gott den Menschen nach seinem Bilde schuf.“* Eilfertig versuchte Ben Azzai beiden Recht zu geben: *„Wer kein Kind hat, vergießt gleichsam das Blut der Menschen und setzt das Bild Gottes herab.“* Da aber platzt den Anwesenden der Kragen und sie wiesen Ben Azzai zurecht: *„Manche Frauen reden und handeln gut, du redest zwar gut, aber dein Verhalten steht im Widerspruch zu deinen Worten.“* [3, 167 – 175]

An dieser Überlieferung fasziniert gleich eine ganze Reihe von Aspekten: Zum einen wird hier erkennbar, mit welcher Begeisterung und Hingabe die neue, schriftzentrierte Religiosität begangen wurde. Gleichzeitig sehen wir aber auch, dass der Titel eines „Rabbiners“ als religiösen Lehrers zunehmend institutionalisiert worden war: Es reichte nicht mehr, von Schülern aufgesucht und von diesen als Lehrender akzeptiert zu werden – vielmehr entschied die Gemeinschaft schon etablierter Rabbiner, ob man des Ehrentitels für würdig befunden und also – wie es sehr viel später heißen würde – „ordiniert“ wurde. Bis heute organisieren sich die religiösen Strömungen des Judentums maßgeblich über unterschiedliche, oft eng vernetzte „Rabbinerkonferenzen“, die sich gegenseitig nicht unbedingt anerkennen müssen.

Schließlich wird an den Überlieferungen um Simon ben Azzai aber auch deutlich, dass sich das Judentum auf dem Weg von einer **Orthodoxie** (Betonung von „Rechtgläubigkeit“) zur **Orthopraxie** (Betonung von „gebotserfüllenden Taten“) befand: Ihm wurde ja gerade nicht vorgeworfen, dass sein Glaube unecht oder seine Auslegungen ketzerisch seien; sondern dass er den auch eigenen Worten keine entsprechenden Taten folgen ließ! Bis heute lässt sich entsprechend die Position hören, dass es im Judentum weniger darauf ankäme, was jemand glaubt oder nicht glaubt, sondern wie er oder sie handele.

Persönlich erinnerte mich diese Szene mit dem Lob der Frauen über einen Schriftgelehrten an einen Wortwechsel mit einer bedeutenden Repräsentantin des deutschen Judentums, den ich in einer früheren Publikation bereits einmal veröffentlicht hatte:

*„Als ich vor einigen Jahren Charlotte Knobloch, Präsidentin des Zentralrates der Juden in Deutschland und Vorsitzende der Israelitischen Religionsgemeinschaft in Oberbayern, in München besuchte und mit ihr die eindrucksvolle, neue Synagoge – die ohne ihr Engagement kaum so entstanden wäre – besichtigen durfte, fiel mir auf, dass der Gottesdienstraum jüdisch-orthodox gestaltet war. Und dies hieß: Während jeder Mann beim Gottesdienst im Hauptraum Platz nehmen durfte und die religiös sichtbaren Rollen des Rabbiners, Kantors etc. durchweg Männern vorbehalten waren, blieb der Präsidentin nur ein Ehrenplatz auf einer der Seitentribüne.*

*So fasste ich mir schließlich ein Herz und fragte Frau Knobloch, ob sie dieser Zustand, bei all ihrem Engagement für die Gemeinde, denn nicht störe. Die Präsidentin schmunzelte und gab mir eine Einsicht mit, die meine Perspektive auf die Evolutionsgeschichte von Religiosität und Religionen veränderte. Sie wies darauf hin, dass der Synagogengottesdienst für Frauen nicht verpflichtend wäre und erklärte: „Die jüdische Tradition weiß: Die Frau, die ihre Pflichten in der Familie erfüllt, die ist schon bei Gott. Es ist der Mann, der sich hier erst beweisen muss.“*

Tatsächlich wird die neuzeitlich so genannte „Familienarbeit“ in der jüdischen und gerade auch jüdisch-orthodoxen Tradition außerordentlich hoch geachtet. So gebührt es der „Dame des Hauses“, die „Königin Schabbat“ durch das Entzünden der Kerzen zu begrüßen. Nach einer alten, orthodoxen Tradition sei eine Jüdin schon dann vor der „Gehenna“ (Hölle) bewahrt, wenn in ihrem Haus zwei Aspekte der Tradition gewahrt würden: Der Schabbat und die Brit Milla (die Beschneidung der Knaben).

Wenig bekannt ist, dass jüdisch-orthodoxe Gebote der Ehefrau (!) auch eine erfüllte Sexualität zugestehen: Ehemänner ist etwa nach Fernreisen sogar religiös geboten, „ihre Pflicht“ zu erfüllen – und dabei die Bedürfnisse der Partnerin obenan zu stellen. Sie haben sich umgekehrt zurück zu halten, wenn ihre Gattin gerade unpässlich ist.

Schon biblisch überlieferte Rituale der Reinheit beim Tempelbesuch wurden rabbinisch zu einem **Nidda we Twila**-Zeitsystem umgearbeitet, in das haredische Ehepaare bis heute meist kurz vor ihrer Hochzeit eingewiesen werden. Die „Hilchot Niddah“ (Gesetze des ehelichen Umgangs) sollen dabei einerseits helfen, der Frau während ihrer Zeit der Monatsblutungen (nidda) Ruhe zu sichern und zugleich die auch sexuelle Bindung und Fruchtbarkeit des Paares sicherstellen.

So wird das Ende der nidda-Periode und damit der Beginn der wieder fruchtbaren Zeit von der Frau mit einem Ganzkörper-Reinigungsbad (Twila) in der **Mikwe** (der Mutter auch der christlichen Taufbecken) begangen. Der dann für die „Mikwe-Nacht“ gebotene Beischlaf des Ehepaares gilt als besonders geheiligte Handlung. Während große christliche Traditionen unter dem Einfluss gnostisch-vergeistigter Weltanschauungen über längere Zeiten Leibfeindlichkeit lehrten und Sexualität in der Ehe allenfalls als notwendiges Übel gelten lassen wollten, orientierte das traditionelle Judentum seine Sexualgebote an der durchaus freudvollen Stärkung der ehelichen Beziehung und dem Zeugen vieler Kinder. [14, 118 – 138]

Zu den nicht verpflichtenden, aber gerade auch von orthodoxen Juden gepflegten Schabbattraditionen gehört bis heute auch, dass der Mann seine Frau mit dem biblischen **„Lob der tüchtigen Ehefrau“** würdigt, die gleichzeitig ein Ideal wie auch eine schon in vielerlei Hinsicht verblüffende antike „Tätigkeitsbeschreibung“ umfasst.

Damit können die große Verantwortung und auch Freiheit, die der jüdischen Frau bereits im Jahrtausend vor Christus eben nicht nur im Hause, sondern auch im Finanz- und Wirtschaftswesen eingeräumt wurde, in den Blick nehmen. Während Frauen in langen Zeitspannen auch europäischer Gesellschaften möglichst auf Hausarbeit und Kinderaufzug beschränkt wurden, treffen wir hier auf ein schon antikes, aber zugleich aktives Frauenbild. So wird der Frau in der jüdischen Tradition des „Lobes“ die Teilhabe am öffentlichen Leben, die eigenständige Berufs- und Handelstätigkeit und auch das Verwalten der Familienkasse samt Ausgabe von Spenden und Almosen zugesprochen.

So lautet das Lob nach den „Sprichwörtern Salomos“, 10.10- 31:

*“Wem eine tüchtige Frau beschert ist, die ist viel edler als die köstlichsten Perlen. Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln. Sie tut ihm Liebes und kein Leid ihr Leben lang. Sie geht mit Wolle und Flachs um und arbeitet gerne mit ihren Händen. Sie ist wie ein Kaufmannsschiff; ihren Unterhalt bringt sie von ferne.*

*Sie steht vor Tage auf und gibt Speise ihrem Hause, und dem Gesinde, was ihm zukommt. Sie trachtet nach einem Acker und kauft ihn und pflanzt einen Weinberg vom Ertrag ihrer Hände. Sie gürtet ihre Lenden mit Kraft und regt ihre Arme. Sie merkt, wie ihr Fleiß Gewinn bringt; ihr Licht verlischt des Nachts nicht.*

*Sie streckt ihre Hand nach dem Rocken, und ihre Finger fassen die Spindel. Sie breitet ihre Hände aus zu dem Armen und reicht ihre Hand dem Bedürftigen. Sie fürchtet für die Ihren nicht den Schnee; denn ihr ganzes Haus hat wollene Kleider. Sie macht sich selbst Decken; feine Leinwand und Purpur ist ihr Kleid. Ihr Mann ist bekannt in den Toren, wenn er sitzt bei den Ältesten des Landes.*

*Sie macht einen Rock und verkauft ihn, einen Gürtel gibt sie dem Händler. Kraft und Würde sind ihr Gewand, und sie lacht des kommenden Tages. Sie tut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist gütige Weisung. Sie schaut, wie es in ihrem Hause zugeht, und isst ihr Brot nicht mit Faulheit.*

*Ihre Söhne stehen auf und preisen sie, ihr Mann lobt sie: »Es sind wohl viele tüchtige Frauen, du aber übertriffst sie alle.«*

*Lieblich und schön sein ist nichts; eine Frau, die den HERRN fürchtet, soll man loben. Sie wird gerühmt werden von den Früchten ihrer Hände; und ihre Werke werden sie loben in den Toren.”*

Die Eheschließung wird entsprechend von Haredim erwartet und oft bald nach dem Erwachsenwerden arrangiert. Ein dauerhaft eheloser Mann – wie Ben Azzai – wird mit Zurückhaltung betrachtet und wird kaum in höhere Ämter berufen werden.

**Kinderlosigkeit**

Aber auch bei jungen Ehepaaren kommt es selbstverständlich immer wieder zu Fällen von Kinderlosigkeit. Die Haltung der Haredi-Gemeinschaften dazu ist unterschiedlich: Manche Traditionen schreiben nach langjähriger Kinderlosigkeit sogar eine Scheidung vor – denn die Ehe sei offenkundig nicht von Gott gesegnet. Andere Strömungen akzeptieren in solchen Fällen Kinderlosigkeit als göttliches Los – das mitunter auch bedeutende Haredi-Rabbiner betroffen hat.

Generell kennt die biblische Tradition auch eine Tradition der Wertschätzung ungewollt Kinderloser, die sich dennoch gebotserfüllend in die Gemeinschaft einbringen.

So heißt es im **Buch der Weisheit, Kap. 3**:

*„13 Selig ist die Unfruchtbare, wenn sie unbefleckt ist und keine verbotene Ehe kennen gelernt hat; sie wird die Frucht dafür genießen zu der Zeit, wenn die Menschen gerichtet werden.*

*14 Selig ist auch ein Entmannter, der nichts Unrechtes tut und nichts Böses gegen den Herrn erdenkt; dem wird für seine Treue eine auserlesene Gabe und ein besseres Los im Tempel des Herrn gegeben werden.*

*15 Denn wer sich recht müht, empfängt herrliche Frucht, und aus Einsicht wächst hervor, was ohne Tadel ist.“*

Und **in Kapitel 4** wird noch einmal betont:

*„1 Besser ist Kinderlosigkeit mit Tugend; unsterblich ist ihr Ruhm, sie steht in Ehren bei Gott und bei den Menschen.*

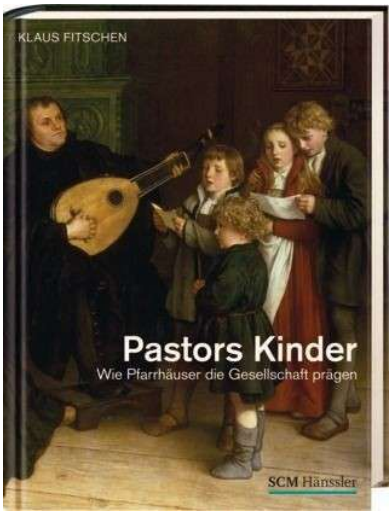
*2 Ist sie zugegen, ahmt man sie nach;*
*ist sie entschwunden, sehnt man sie herbei.*
*In der Ewigkeit triumphiert sie, geschmückt mit dem Kranz,*
*Siegerin im Wettstreit um einen edlen Preis.“*

**Rabbinerfamilien**

Nach der Zerstörung des zweiten Tempels erfüllten die möglichst kinderreichen Familien von Rabbinern nicht nur eine besondere Vorbildfunktion, sondern bildeten auch ein Rückgrat jüdischer Gemeindetraditionen: Dabei erhielten die Kinder eine vielfältige, sowohl religiöse wie berufliche Ausbildung – denn die Rabbinerlaufbahn war bis in die Neuzeit hinein nur in den wenigsten Fällen ein Hauptberuf, sondern fand neben oder auch nach einem erfolgreichen Arbeitsleben statt.

Auch die Töchter erhielten nicht nur Zugang zu manchen Quellen religiösen Wissens, sondern verbanden durch Eheschließungen die einflussreichen Familien und verwalteten die Finanzen. Schließlich setzte sich in den jüdischen Gemeinden sogar die Tradition durch, dass ein thorakundiger Ehemann einem Wohlhabenden vorzuziehen sei – eine Einschätzung, die in Haredi-Gemeinden bis heute gepflegt wird und die dazu führte, dass gerade auch begabte Schriftgelehrte auch immer wieder in reiche Familien einheiraten konnten.

Leider fehlt aber noch immer ein umfassendes Forschungswissen zum demografischen, kulturellem und natürlich religiösen Einfluss von Rabbinerfamilien in der Neuzeit. Unstrittig ist, dass sich gerade auch die Haredi-Traditionen maßgeblich über Familienlinien organisieren. Immerhin ist in den letzten Jahren schon einmal die Aufmerksamkeit für das christliche Pendant schon einmal gewachsen: Die evangelische Pfarrersfamilien.




*Über ein Jahrtausend jünger als die (leider noch wenig wissenschaftlich erforschten) Rabbinerfamilien, aber doch schon kulturprägend: Die evangelischen Pfarrfamilien. Buch „Pastors Kinder. Wie Pfarrhäuser die Gesellschaft prägen", Klaus Fitschen, 2013*

Nach dem Vorbild von Martin Luther und Katharina von Bora wurde dabei von den evangelischen Geistlichen und ihren Familien (wie schon Jahrhunderte zuvor von ihren jüdischen Pendants) geradezu erwartet, dass sie gutes Benehmen, Glauben, Bildung und Kinderreichtum verbinden. Ein Teil der Pfarrerssöhne wurde wiederum Pfarrer, nicht selten mit wertvollen, beruflichen Startvorteilen durch Förderung, Ansehen und Kontakte der Väter einschließlich der Möglichkeiten zu vorteilhaften Eheschließungen.

Andere Söhne wurden auch z.B. bedeutende Universitätsgelehrte, Juristen, Händler, Forscher, Techniker, Künstler, oft Musiker und häufig Schriftsteller. Auch die gebildeten Pfarrerstöchter hinterließen tiefe, kulturelle und gesellschaftliche Spuren, zumal sie nicht nur Bildung und Einstellungen ihrer Gatten, sondern erst Recht ihrer Kinder prägten. Und über die direkte, demografische Wirkung hinaus – bis ins 20. Jahrhundert stammte ein großer Teil der deutschsprachigen Studentenschaft aus evangelischen Pfarrfamilien – fungierten die evangelischen Pfarrhäuser natürlich auch als „Modellfamilien", an denen sich das entstehende (Bildungs-)Bürgertum orientierte.

Während die Wissenschaft und Öffentlichkeit also bereits zunehmend über den prägenden Einfluss der jungen evangelischen Pfarrfamilien staunt, steht die Forschung zum Einfluss der um mehr als ein Jahrtausend älteren Rabbinerfamilien leider noch am Anfang. Es wird aber schon verständlich, warum gerade auch Haredi-Strömungen das religiös-kinderreiche Familienleben überaus hoch schätzen und jede Form des staatlichen oder kulturellen Eindringens darin fürchten. Hatten die talmudischen Gelehrten noch darüber gestritten, ob ein Sohn und eine Tochter (Rabbi Hillel) oder mindestens zwei Söhne (Rabbi Schammai) zur Erfüllung des ersten Gebotes notwendig seien, so weisen Haredi-Familien in den USA und Europa durchschnittlich etwa sechs, in Israel etwa sieben bis acht Kinder auf.

## 2.0 Weisheit aus Vielfalt: Die Evolvierbarkeit des Judentums

Ein bekannter, geradezu klassischer Witz in jüdischen Gemeinden lautet so:

*„Ein reicher Mann hat sich auf einer Insel einen schönen Altersruhesitz geschaffen. Ein Freund besucht ihn und bewundert alles, hat aber noch eine Frage. „Du hast ein schönes Haus, einen Garten, einen Hafen. Aber warum hast Du gleich zwei Synagogen gebaut?“*
*Da antwortet der Mann: „Das ist doch klar! In die eine gehe ich zum Beten! Und die andere brauche ich dazu, sie nie zu betreten!“*

Was für jüdische Ohren humorvoll einen Alltagszustand umschreibt, ist für viele Nichtjuden oft zunächst schwer verständlich. Denn wenn Europäer an eine „Religionsgemeinschaft“ denken, so fällt ihnen meist spontan die riesige, römisch-katholische Kirche ein: Hierarchisch organisiert von der kleinen Ortsgemeinde mit Pfarrer unten über die Bischöfe und Kardinäle bis hinauf zum Papst, der die letzte, höchste und entscheidende Instanz des Glaubens ist. *„Roma locuta, causa finita!“*, lautet daher auch ein bekanntes, katholisches Sprichwort: *„Rom hat gesprochen, der Fall ist entschieden.“*

Die Vorteile dieser zentralistischen Organisationsform liegen auf der Hand: Es gibt eindeutige, wiedererkennbare Strukturen, die einen weltweiten Zusammenhalt der Glaubensgemeinschaft sicherstellen (sollen). Dem stehen jedoch auch erkennbare Nachteile gegenüber: Fehlentscheidungen der Spitze können katastrophale Folgen haben und selbst eine Lösung, die beispielsweise für afrikanische Gemeinden optimal ist, kann für nordeuropäische Gemeinden völlig verfehlt sein (und umgekehrt). Abspaltungen bis hin zum zweimaligen, großen Auseinanderbrechen der Christenheit zunächst in die katholischen und orthodoxen und später dann in die katholischen und evangelischen Kirchen gehören zu den Folgen.

Neben der hierarchischen Form können sich Religionsgemeinschaften jedoch in einer zweiten Weise organisieren, die das orthodoxe Judentum mit kinderreichen, christlichen Traditionen wie den Old Order Amish gemeinsam hat: Das Netzwerk. Dabei entscheiden die Gemeinden über ihre Geistlichen (Rabbiner im Judentum, Bishops bei den Amish) selbst und diese gehören wiederum unterschiedlichen Traditionslinien (Fachausdruck: Affiliationen) an: Bei den Old Order Amish zum Beispiel den Swartzentruber Amish, bei den Haredim die Mitnagdim oder Chabad (vgl. Kap. 3). Diese Verbindungen werden durch wechselseitige Wirtschafts-, vor allem aber auch Heiratsbeziehungen gefestigt, so dass es ein gegenseitiger Austausch und auch eine gegenseitige Kontrolle gewährleistet ist – jede einzelne Gemeinde ist in sich weitgehend unabhängig, aber keine ist isoliert. Damit wird wiederum Vielfalt und lokale Anpassung in vielen Fragen möglich, alle Geistlichen und ihre Gemeinden riskieren aber auch den Ausschluss aus der Affiliation, wenn sie sich selbst zu weit vom Geleitzug entfernen oder abschotten.

So bilden Ultraorthodoxe nur eine von mehreren Strömungen innerhalb des Judentums und lassen sich ihrerseits in den Chassidismus – und darunter v.a. in die Gur- und Chabad-Bewegung -, die Mitnagdim und die sefardischen Haredim unterteilen; wobei auch jede dieser Traditionen wiederum in unzählige Flügel und Gruppen gegliedert ist! (vgl. Kap. 3)

Der Nachteil dieser dezentralen Struktur liegt auf der Hand: Mit jeder weiteren Abspaltung steigt die Gefahr, dass die bestehenden Gemeinschaften schnell zu klein werden, um sich noch zu erhalten. Entsprechend ist ein beständiges Wachstum durch Missionserfolge oder – dauerhafter – durch große Familien entscheidend, damit ein solches Netzwerk dauerhaft überlebt.

Der Vorteil dieser „Selbstorganisation von unten“ ist jedoch, das praktisch alle auftauchenden Herausforderungen und Fragen in jeweils mehreren Varianten beantwortet werden; und die Gemeinden und Gelehrten dann vergleichen und diskutieren können, welche Wege sich bewährt haben und also auch von den anderen übernommen werden könnten. Kurz: Diese religiösen Traditionen haben – wenn sie auch oft selbst die Evolutionstheorie ablehnen – das evolutionäre Erfolgsprinzip übernommen: 1. Vielfalt (Variation), dann 2. unterschiedlicher Erfolg (Selektion) und 3. die Weitergabe der bewährten Traditionen an möglichst viele Nachkommen (Reproduktion). Da es sich dabei um einen Prozess der kulturellen Evolution handelt, können erfolgreiche Varianten – bei den Old Order Amish etwa der Kompromiss zu Traktoren mit Holzreifen, bei den Haredim etwa die Kleidung (Kap. 2.3) – zudem auch einfach von anderen Affiliationen übernommen werden. Fachdeutsch gesprochen: Kinderreiche Religionen mit hoher innerer Vielfalt haben eine hohe „Evolvierbarkeit“.

Die Old Order Amish haben es so in wenigen Jahrhunderten von einer kleinen, bedrängten Minderheit von nur noch rund 5.000 Getauften um 1900 bis heute auf eine Zahl von über 250.000 gebracht; und sie verdoppeln ihre Anzahl durch Kinderreichtum weiterhin alle 15 bis 20 Jahre. Die Haredim wachsen sogar noch schneller – und zählen schon in der Region Jerusalem so viele Köpfe wie die Amish, wachsen aber auch in den USA und einigen Regionen Europas entsprechend schnell.

**Die Weisheit der Religionsfreiheit**

Sinnigerweise findet sich eines der frühesten Zeugnisse dieser weisen, freiheitlichen und „evolutionären“ Haltung des früh-rabbinischen Judentums - in der Apostelgeschichte des Neuen Testaments!

Nach der Hinrichtung Jesu durch die Römer hatten sich die frühen (Juden-)Christen demnach keineswegs, wie von ihren Verfolgern erwartet, zerstreut, sondern vielmehr die Botschaft von der Auferstehung des gekreuzigten Messias gelehrt. Daraufhin waren führende Stimmen der jungen Bewegung vor das noch in Jerusalem amtierende höchste, jüdische Gericht – den Sanhedrin – gebracht und mit der Todesstrafe bedroht worden. Doch *„Petrus und die Apostel antworteten: Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.“* (Apg. 5,29).

Schon drohte den frühen Christen das Todesurteil, da setzte sich ein jüdischer Gelehrter historisch wegweisend für ihr Recht auf Religionsfreiheit ein – jener **Rabbiner Gamaliel**, zu dessen Füssen auch der spätere Christ Paulus gesessen hatte und dessen Dynastie nach der Rettung durch Jochanan ben Sakkai den Vorsitz des Sanhedrions von Jabne übernehmen würde (vgl. Kap. 1.2)!

So heißt es in Apg. 5, 34 – 42:

*„Da stand ein Pharisäer im Rat auf und verlangte, die Angeklagten vorübergehend hinauszubringen. Er hieß Gamaliel und war ein im ganzen Volk angesehener Gesetzeslehrer. "Männer von Israel", sagte er dann, "seht euch bei diesen Menschen vor! Überlegt genau, was ihr mit ihnen tun wollt. Es ist schon einige Zeit her, als Theudas auftrat und behauptete etwas Besonderes zu sein. Ungefähr 400 Männer hatten sich ihm angeschlossen. Doch er wurde getötet und alle seine Anhänger zerstreuten sich und die Sache war zu Ende. Später, zur Zeit der Volkszählung, zettelte Judas, der Galiläer, einen Aufstand an und scharte eine Menge Leute um sich. Auch der kam um und alle seine Anhänger wurden auseinandergetrieben.*

*Im vorliegenden Fall rate ich deshalb: Lasst diese Leute in Ruhe! Lasst sie gehen! Denn wenn das, was sie wollen, und das, was sie tun, von Menschen kommt, wird es scheitern. Wenn es aber von Gott kommt, werdet ihr es nicht zerstören können. Vielleicht steht ihr dann als solche da, die gegen Gott kämpfen." Das überzeugte sie.“*

Der so vortragende Rabbiner Gamaliel (der Ältere) gehörte tatsächlich zu den berühmtesten jüdischen Gelehrten seiner Zeit und auch seine Nachkommen prägten das überlebende Judentum nach der Zerstörung Jerusalems. Die spätere jüdische Tradition der Mischna würdigte ihn in Sota 9:15 sogar:

*„Mit dem Tode Rabban Gamaliels des Älteren hörte die Ehrfurcht vor dem Gesetze auf und starben Reinheit und Enthaltsamkeit.“*

*Rabbiner Gamaliel der Ältere in einer Darstellung der jüdischen Rylands Haggada (ca. 14 Jh.)*

Und man beachte die atemberaubende Weitsicht von Gamaliels Arguments: Kein Mensch, auch kein Gremium der höchsten Gelehrten, kann unbezweifelbares Wissen über Gott anführen. Andersglaubende könnten also teilweise oder ganz im Recht sein – und das wird sich an ihrem Erfolg erweisen, denn *„wenn es von Gott kommt, werdet ihr es nicht zerstören können."* Entsprechend liege es im Interesse gerade auch der Gläubigen, die religiöse Vielfalt zuzulassen und die Menschen ihre Glaubenswege wählen zu lassen – denn (nur) Gott entscheidet!

Und keineswegs zog sich der Gelehrte dabei auf das bequeme Postulat zurück, wonach doch Glauben nur eine innerliche Angelegenheit sei: Gamaliel benannte vielmehr ausdrücklich Beispiele von Vorgängern, die sogar Aufstände angezettelt hatten – und dafür von den weltlichen Herrschern zur Rechenschaft gezogen worden waren! Wir finden hier eine sehr frühe Unterscheidung von Religion(en) und Staat, nach der Religionsfreiheit gewährt werden sollte, eingegrenzt nur durch das staatliche Strafrecht.

Wie ungeheuerlich und schwer verständlich dieser wegweisende, rabbinische Gedanke in seiner Zeit noch war, lässt sich auch aus der historischen Reaktion der Kirchen erkennen: Weil es ihnen völlig unverständlich erschien, dass sich ein jüdischer Gelehrter erfolgreich für die Religionsfreiheit der frühen Judenchristen eingesetzt habe, behaupteten sie, Gamaliel sei heimlich zum Christentum konvertiert und habe nur deswegen die Apostel verteidigt! Lange wurde er daher in der katholischen Kirche und teilweise bis heute in orthodoxen Kirchen als christlicher (!) Heiliger verehrt!

Mit der historischen Realität hat das überhaupt nichts zu tun: Es gibt keinerlei glaubwürdige Belege für eine heimliche Konversion Gamaliels, aber eine Unmenge an Belegen für sein fortdauerndes Engagement in der jüdischen Gemeinde. Auch einige seiner Nachkommen wurden zu bedeutenden Rabbinern – waren also keineswegs zu Christen geworden.

Erst im 20. Jahrhundert entschlüsselte und beschrieb der Wirtschaftsnobelpreisträger Friedrich August von Hayek auch für die Wissenschaft im letzten Kapitel seines letzten Buches „The Fatal Conceit" das evolutionäre Erfolgsgeheimnis der Religionsfreiheit, die auf Dauer zu mehr Vielfalt, Wettbewerb und schließlich Kinderreichtum und Ausbreitung erfolgreicher Varianten führt.

Und auf religiöser Seite erkannte diese (ansonsten von Religionsgelehrten leider weitgehend unbeachtete) Schrift nicht zufällig der bereits genannte, orthodoxe Oberrabbiner Jonathan Sacks an, der in seiner Rede „Markets and Morals" zum Andenken Hayeks in London betonte:

*„Im Allgemeinen bevorzugten rabbinische Autoritäten den freien Markt, nirgendwo mehr als in ihrem eigenen Beruf. Ein etablierter Lehrer hatte kein Recht, einem Rivalen den Eintritt in den Wettbewerb zu verbieten. Der Grund für diese Regel unterstreicht ihren allgemeinen Ansatz. Sie sagten einfach: „Eifersucht unter Gelehrten fördert die Weisheit.""* [10, 19]

Dieser Geist der Vielfalt und des Wettbewerbs findet sich auch schon in der ersten Verschriftung der „mündlichen Thora", die das rabbinische Judentum auf Moses selbst zurückführte: Den **Talmud** (hebr. „Studium, Lehre").

Dieser besteht selbst wiederum aus Textsammlungen der **Mischna** (hebr. „Wiederholung“) und der **Gemara** (hebr. „Ergänzung“) und wurde in zwei Versionen in den beiden lebendigen Zentren des Judentums zusammengefasst: Im ehemaligen Israel als „**Palästinensischer Talmud**“ (Talmud Jeruschalmi, wahrscheinlich aber ediert in Tiberias) und der umfangreichere „**Babylonische Talmud**“ in den dortigen, intakt gebliebenen Schulen und Gemeinden aus der Exilszeit.

Sie ahnen es wahrscheinlich schon: Obgleich der Sanhedrin in Palästina wiederaufgebaut wurde, setzt sich schließlich im Netzwerk der jüdischen Gemeinden die weiter ausgearbeitete, babylonische Version durch und wird heute als „der Talmud“ herangezogen.

Und auch diese Talmudversionen enthalten keinesfalls trockene Auslegungen, sondern Geschichten und Streitgespräche, in denen meist mehrere gegenstehende Meinungen berühmter Gelehrter präsentiert werden. Fern davon, eine erstarrte, abgeschlossene Lehre zu präsentieren, zeichnet der Talmud einen Prozess auf und lädt damit nachfolgende Generationen zum Mitdenken und zur Mitarbeit auf. Rabbiner und ihre Schüler sind in jeder Generation Lernende ebenso wie Auslegende, Schöpfende!

Quer durch die ganze Zeit des rabbinischen Judentums bis in die heutige Zeit erschienen so immer neue Kommentare, Traktate, Bücher, die dann wiederum zueinander in Wettbewerb traten – und all das mit der Berufung auf Moses!

*Titelblatt einer (babylonischen) Talmudausgabe. Wilna, Ende 19. Jahrhundert*

Lassen wir dazu noch einmal den Friedensnobelpreisträger Elie Wiesel zu Wort kommen, der als Kind in einer orthodoxen Gemeinde Rumäniens die Jeschiwa (jüdische Thoraschule) besuchte, als Jugendlicher das Konzentrationslager Auschwitz knapp überlebte und sich als Schriftsteller und Redner sein ganzes Leben hindurch gegen Hass und Vorurteile engagierte. Wiesel beobachtete:

*„Die Thora hat keinen Anfang, der Talmud hingegen kein Ende. Raw Aschi und Rawina haben die Redaktion des Talmud abgeschlossen, aber sie haben ihn nicht verschlossen und versiegelt. Das gibt uns die Möglichkeit, durch die Jahrhunderte hindurch ihr Werk weiterzuführen. Die Talmudliteratur, die im Verlauf von Jahrhunderten durch Tausende von Bänden bereichert wurde, wird auch weiterhin wachsen. Es vergeht kaum eine Woche, daß nicht irgendwo ein Meister durch ein Werk seinen Beitrag dazu leistet.*

*Der im Präsens geschriebene Talmud – Rabbi Akiba sagt, Rabbi Ischmael antwortet – macht den Diskurs über ihn zu einer ständigen Einladung, an diesem Diskurs teilzunehmen. Wir sind gewissermaßen höchstpersönlich dazu aufgerufen. Wir wenden uns an alle und versprechen ihnen allen durch unser Überleben ihr Überleben."* [3, 9]

Aber, so können wir fragen, wussten die Gelehrten damals und heute denn nicht, dass Moses am Berg Sinai kaum eine solche Menge an komplexer, in die Zukunft gerichteter Botschaft empfangen haben konnte? War nicht schon in den „Büchern Moses" dessen eigener Tod beschrieben – was ihn als Alleinautor logisch ausschließt – und die Spur der Geschichte in allen folgenden Werken bis zu Mischna, Gemara, den Talmudim und allen folgenden Werken erkennbar? Machen sich die Juden, oder zumindest die ultraorthodoxen Juden, da nicht etwas vor?

Die Antwort auch auf diese Frage gibt der Talmud selbst – und nimmt das heutige Wissen über die beständige Schöpfung von Traditionen mit einem Augenzwinkern um fast zwei Jahrtausende vorweg. Christen mögen sich dabei auch an ein Lob des Rabbiners Jesus erinnern, der nach Matthäus 13:52 gelehrt hatte: *„Darum ein jeglicher Schriftgelehrter, zum Himmelreich gelehrt, ist gleich einem Hausvater, der aus seinem Schatz Neues und Altes hervorträgt."*

Im Traktat Menachot 29b des Babylonischen Talmud heißt es:

*„In der Stunde, da Mose zur Höhe hinaufstieg, fand er den Heiligen, gelobt sei Er, wie er saß und die Buchstaben (der Thora) mit Krönchen umwand.*

*Da sprach er vor Ihm: Herr der Welt, warum tust Du dies? Er sprach zu ihm: Nach einer Reihe von Geschlechtern wird es jemand geben - Akiba ben Josef sein Name -, der wird aus jedem einzelnen Häkchen viele Auslegungen erforschen.*

*Moses sprach vor Ihm: Herr der Welt, zeige ihn mir!*

*Er sprach zu ihm: Wende dich um! Moses ging und setzte sich ans Ende der acht Reihen (im Lehrhaus Rabbi Akibas); doch er verstand nicht, was sie sagten. Da schwand seine Kraft.*

*Als Akiba zu einer bestimmten Sache kam, sprachen seine Schüler zu ihm: Rabbi, woher hast du das? Und er sprach zu ihnen: Es ist eine Lehre, gegeben dem Moses am Sinai.*

*Da verließen Moses seine Sorgen."*

War und ist die Akzeptanz des Talmud also Allgemeingut aller Juden, oder gibt es auch in dieser Frage Vielfalt?

Selbstverständlich Letzteres. Neben den Samaritanern, die als kleine Gruppe bis heute am Berg Garizim nahe ihres vor bald zwei Jahrtausenden zerstörten Tempels ausharren, sammelte sich ab dem 8. Jahrhundert im persisch-babylonischen Raum auch die jüdisch-antirabbinische Bewegung der **Karäer** (von hebräisch „Kara'im" = Lesen). Sie wollten nur den biblischen Kanon des Tanach als Thora gelten lassen und lehnte die hinzu gewachsenen Schrifttraditionen sowie den Gelehrtenstand der Rabbiner ab. Diese reagierten auf die Infragestellung ihrer Autorität zwar nicht mit Gewalt, aber mit Ausgrenzung aus den Gemeindeversammlungen und Eheverboten.

Die karäische Blüte reichte bis ins 12. Jahrhundert, als auch ihre palästinensischen Gemeinden von den Kreuzfahrern niedergewalzt wurden, gefolgt vom Untergang vieler persisch-babylonischen Gemeinden durch die Stürme der Mongolen. Kleinere Karäer-Gruppen überlebten im Osmanischen Reich, in den USA und in Russland, von wo wenige Tausend ins neu gegründete Israel gelangten. Dort gibt es sie heute noch als anerkannte, religiöse Minderheit mit einigen tausend Mitgliedern und auch einer eigenen Synagoge in der Altstadt von Jerusalem. [9, 219]

*Eingang zur kanaitischen Synagoge in der Altstadt von Jerusalem.*

So gibt es sie also in buchstäblich allen Fragen des Judentums: Die innere Vielfalt, festgemacht an der je eigenen Synagoge – und all jenen, von denen man weiß, zu denen man aber nicht gehört.

Einerseits verbindet die Verwurzelung im Höchsten und Seiner Heiligen Schrift die verschiedensten religiösen Zweige des Judentums, andererseits unterscheiden sich selbst noch Gemeinden der gleichen Affiliationen durch regionale Bräuche (**Minhagim**), über die wiederum trefflich geforscht und debattiert werden kann. So bleibt das lebendige Judentum immer vielfältig und in Bewegung – evolvierbar und evolutionär erfolgreich.

## 2.1 Aschkenasim und Sephardim

Doch zunächst haben wir gesehen, dass die über ganz Eurasien und Nordafrika verstreuten, jüdischen Gemeinden nach der Zerstörung Jerusalems und des verbindenden Tempels auseinander zu driften drohten. Es dauerte Jahrhunderte, bis das Lehr-, Handels- und Heiratsnetz der kinderreichen, rabbinischen Familien jüdische Gemeinden von Gibraltar bis China, von Nordeuropa bis Afrika miteinander so verknüpfte, dass eine gemeinsame Identität gewahrt bleiben konnte.

So zählt der Trierer Judaist Alfred Haverkamp für das Jahr 1250 alleine im Mittelmeerraum fünf „jüdische Traditionskreise“ mit je unterschiedlichen Sprachen und Gebräuchen.

*Während des Mittelalters bildeten sich im Mittelmeerraum unterschiedliche Traditionskreise innerhalb des Judentums heraus. Nach Haverkamp 2004 [12, 19]*

Darüber hinaus bildeten sich in den riesigen Regionen von Nordafrika bis China natürlich auch je eigene lokale Traditionen heraus – die Juden der arabischen Welt werden beispielsweise bis heute auch als **Mizrachim** bezeichnet, hinzu kommen Jüdinnen und Juden aus so unterschiedlichen Ländern wie Äthiopien und Indien. Dass diese oft kleinen Gemeinden nicht nur überlebten, sondern sogar häufig anwuchsen und einerseits lokale Mitglieder (durch Konversionen und Einheiraten) aufnahmen, andererseits aber auch mit anderen, jüdischen Gemeinschaften religiös und kulturell verbunden blieben, bezeugt die identätsstiftende Kraft des jüdischen Glaubens und seiner gewachsenen Bräuche.

Schließlich schälten sich mit dem Ausgang des Mittelalters zwei große, dachartige Kulturkreise heraus, die in vieler Hinsicht mit Konfessionen (Gemeinschaftsbekenntnissen innerhalb einer Weltreligion) zu vergleichen sind:

Aus dem Judentum im römischen Reich und seinen Nachfolgestaaten (wie dem „Heiligen Römischen Reich deutscher Nation“) entwickelten sich die **Aschkenasim**, etwa „Deutschländer“ mit dem Deutschen eng verwandten Sprachdialekt des Jiddischen.

Doch erlitten die Aschkenasim zwischen Phasen der Toleranz und des Friedens auch immer wieder Übergriffe, Vertreibungen, ja Pogrome durch Christen, die ihnen (!) den Jesus- und also „Gottesmord“ vorwarfen. Mit zunehmendem europäischem Bevölkerungswachstum und also einer wachsenden Schar landhungriger und gewaltbereiter junger Männer wuchs die Intoleranz gegen die oft verachtete, beneidete und irrational gefürchtete Minderheit. Zu einer furchtbaren Katastrophe wurden die Kreuzzüge, in deren Vorbereitung (!) bereits zahlreiche aschkenasische Gemeinden vernichtet und die Mitglieder zwangsgetauft oder ermordet wurden. 1099 verteidigten Muslime und Juden sogar gemeinsam Jerusalem gegen die fanatisierten Kreuzfahrerheere, die sich nach der Eroberung in einen wahren Blutrausch steigerten. [11]

Doch auch nach der Niederlage der Kreuzfahrer gegen die Muslime kamen die Aschkenasim nicht zur Ruhe, sondern wurden aus zahlreichen Ländern wie Spanien, Frankreich, England sowie deutschen Fürstentümern teilweise über Jahrhunderte hinweg vertrieben. Viele fanden in Osteuropa – Polen bis Russland – eine neue Heimat, bis das mörderische Gift der Nationalismen und des religionsfeindlichen Kommunismus auch dort um sich griff.

Die Massenmorde unter den deutschen Nationalsozialisten – in Hebräisch als „**Shoah**“ = große Katastrophe erinnert – kosteten etwa 6 Millionen überwiegend aschkenasische Jüdinnen und Juden das Leben. Und auch in der Sowjetunion Stalins sowie den osteuropäischen Satellitenstaaten drohte insbesondere religiösen Juden die Gefahr weiterer Verfolgung, Verbannung und Vernichtung, so dass viele auswanderten und andere die Assimilation in die sozialistischen Gesellschaften versuchten. Größere, aschkenasisch-religiöse Gemeinschaften überlebten fast nur in den USA, in Großbritannien und der Schweiz, auf die weder Nationalsozialisten noch Kommunisten Zugriff gefunden hatten.

Zu den seltsamen Begebenheiten der menschlichen Geschichte gehört jedoch auch, dass die älteste jüdische Gemeinde Europas, belegt seit dem 2. Jahrhundert vor Christus, ausgerechnet in – **Rom** überlebte. Auch dort wurde sie oft bedrängt, immer wieder gedemütigt, diskriminiert und manchmal verfolgt, doch konnte sie unter dem „Schutz“ der Päpste als einzige europäisch-jüdische Gemeinde ununterbrochen überleben. Vor der Großen Synagoge Roms ließ Papst Johannes XXIII. am 17. März 1962 spontan seinen vorüber fahrenden Wagen halten und segnete die aus einem Gottesdienst strömenden Juden – die zunächst verblüfft, dann begeistert auf diese unerwartete Geste reagierten.

*Die „Große Synagoge“ Roms, erbaut Anfang des 20. Jahrhunderts von der ältesten, jüdisch-aschkenasischen Gemeinde Europas. Foto: Warburg*

Am 13. April 1986 besuchte dann mit Johannes Paul II. erstmals in der Geschichte ein Papst diese und damit überhaupt eine Synagoge, hielt eine Ansprache, betete mit dem Rabbiner Elio Toaff – der bereits die „zufällige“ Segnungsgeste miterlebt hatte - und bezeichnete die Juden als „ältere Brüder“ des Christentums.

Und doch hatte die breitere Akzeptanz der Jüdinnen und Juden in Europa zwei Jahrtausende gebraucht! Kein Wunder also, dass die Idee des israelisch-nationalen Zionismus vor allem unter weniger religiösen Aschkenasim des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts Zuspruch fand. Diese hatten einerseits trotz aller Integrationsversuche wiederholte Nicht-Akzeptanz, ja Hass erfahren und waren andererseits nicht mehr bereit, all diese Bedrängungen als göttliche Strafe hinzunehmen. Die 1948 dann erfolgreiche Wiedergründung eines eigenen Staates Israel war zunächst vor allem ein Vorhaben eher säkularer Aschkenasim.

Etwas besser war es bis dahin den Juden in der sich ausbreitenden, islamischen Welt ergangen. Der Prophet des Islam, Muhammad, hatte sowohl jüdische Verbündete wie auch Gegner erlebt und im Koran finden sich sowohl anerkennende wie auch herabsetzende Aussagen. Als „Volk des Buches“ wurden die jüdischen Gemeinden zu Schutzbefohlenen – „Dhimmis“ – die den muslimischen Herrschenden eine eigene Kopfsteuer zu entrichten hatten, aber dafür eine gewisse Rechtssicherheit, Selbstverwaltung und wirtschaftlichen wie auch gesellschaftlichen Aufstieg erfahren durften.

Auch in der islamischen Welt kam es vereinzelt zu fanatischen Übergriffen, Pogromen und Vertreibungen, doch blieb die Situation insgesamt besser und stabiler. Vor allem im Kalifat von Cordoba auf dem Gebiet des heutigen Spanien erlebte auch die jüdische Gelehrsamkeit eine so hohe Blüte, dass die jüdischen Gemeinden der islamischen Welt zunehmend unter dem Begriff „**Sepharadim**“ = Spanier zusammen gefasst wurden. Stellvertretend für viele bedeutende Gelehrte ist hier das Universalgenie **Moses Maimonides** (1135 – 1204) zu nennen.

Maimonides wurde in Cordoba geboren, erlebte eine Vertreibung mit und wurde in Fustat (Alt-Kairo) zum Leibarzt des dortigen Kalifen sowie zum Vorstand der jüdischen Gemeinde. Auch Saladin, der kurdisch-islamische Bezwinger der Kreuzfahrerheere, ließ sich von ihm (arabisch: Musa ibn Maimun) ärztlich behandeln.

Maimonides' große Werke übersprangen Regional- und Konfessionsgrenzen und fanden auch bei aschkenasischen Gelehrten Aufnahme und Bewunderung. Das von ihm formulierte Glaubensbekenntnis fand in der Gedichtform des **Jigdal** Aufnahme in das jüdische Morgengebet der meisten jüdischen Traditionen. Hier eine deutsche Übersetzung:

*„Gelobt sei der lebendige G-tt!*
*Ihn grenzt nicht Raum, ihn grenzt nicht Zeit.*
*Er ist der Einzige, dem nichts gleicht in seiner hehren Einzigkeit.*
*Er ist nicht Form, ist nicht Gestalt, „der Heilige", sich gleichend bloß.*
*Der Urbeginn, vor allem Sein: Anfang, der selber anfangslos.*
*So waltet er als Herr der Welt, von dessen Macht das All erzählt.*
*Mit Seinem Geist erfüllte Er G-ttkünder, die Er auserwählt.*
*Nie stand, wie Mosche, einer auf, der je so klar sein Bild erschaut.*
*Die wahre Thora gab uns G-tt durch ihn, der seinem Haus vertraut.*
*Und nie verwirft G-tt sein Gesetz, nie gibt Er es für ein anderes hin.*
*Er schaut in unser Herz und weiß das Ende schon beim Anbeginn.*
*Von Ihm wird nach Verdienst und Schuld uns Lohn und Strafe einst zuteil.*
*Die Zeit des G-ttesreiches kommt und bringt den Harrenden das Heil.*
*Die Toten weckt Er auf zur Zeit.*
*Gelobt sei G-tt in Ewigkeit."*

(Hinweis: Um den Namen des Höchsten nicht zu entweihen – etwa durch absichtliche oder unabsichtliche Beschädigung -, wird der Name in jüdisch-religiösen Texten häufig umschrieben oder durch Weglassen eines Buchstabens ent-sakralisiert: „G-tt".)

Mit dem Zionismus und der Wiedergründung des Staates Israel hatten die allermeisten Sepharadim anfangs gar nichts zu schaffen – auch hatte sich in den orientalischen Gesellschaften kaum eine Aufspaltung der Gemeinden in liberale, konservative und orthodoxe Strömungen vollzogen (vgl. Kap. 3.4).

Doch die Konflikte und Kriege um den wieder-entstehenden Staat Israel erzürnten vor allem islamisch geprägte Regierungen und Bevölkerungen, so dass es in fast allen arabischen und vielen weiteren Staaten zu antijüdischen Übergriffen und schließlich Vertreibungen kam. Einige zehntausend Sephardim fanden Aufnahme in Staaten wie den USA oder Frankreich, aber bis zu einer Million (!) von ihnen wandten sich dem einzigen Land zu, das allen Juden Aufnahme und Staatsbürgerschaft zugesagt hatte: Israel. Und so treffen heute in diesem Land von der Fläche des deutschen Bundeslandes Hessen Jüdinnen und Juden zusammen, deren Kulturen sich zuvor in zwei Jahrtausenden von der Ukraine bis Südafrika und von Spanien bis China entwickelt hatten. Mit der Installation von zwei Oberrabbinaten – einem aschkenasischen und einem sephardischen – versuchte der Staat Israel diese enorme Vielfalt strukturell einzubinden.

## 2.2 Gefährliches Wissen: Kabbala und Haskala

Während des Mittelalters leisteten jüdische Ärzte, Schriftgelehrte, Alchemisten, Astronomen und Mathematiker bedeutende Beiträge zur Entwicklung der europäischen, empirischen Wissenschaften. Der seinerseits berühmte Franziskanermönch Roger Bacon (1214 – 1292) kritisierte seine christlichen Zeitgenossen sogar dafür, dass ihnen hebräische und arabische Sprachkenntnisse für das ernsthafte Studium der Medizin fehle! [12, 92]

Doch neben der Beobachtung der äußeren Welt und der Ableitung möglichst rationaler Prinzipien entwickelte sich im Judentum auch ein zweiter, mystischer Zweig: Die **Kabbala** (von hebräisch: Überlieferung). Schon vor der Zerstörung des zweiten Tempels und der folgenden Zerstreuung finden wir jüdische Gemeinschaften und Texte, die hinter dem „Wortsinn“ der Bibeltexte weitere, tiefe Geheimnisse und Lehren erkunden. Auch der Talmud enthält einige rätselhafte Stellen – darunter jene einflussreiche Erzählung, nach der vier Gefährten in einen (innerlich-mystischen) „Garten“ der Erkenntnis, den „Pardes“ eingetreten wären.

*„Ben Azzai hitzitz vamet: Der Sohn Azzais schaute und verlor sein Leben. Ben Zoma hitzitz venifga: Zomas Sohn schaute und verlor den Verstand. Elischa ben Abuja kitzetz banetiot: Der Sohn Abujas verlor den Glauben. Nur Rabbi Akiba bestand das Wagnis, er trat ein und gelangte in Frieden wieder hinaus.“* [3, 164]

Bis heute wird diese talmudische Überlieferung erzählt – sie verweist zum einen auf verborgene, „esoterische“ (innerliche, geheime) Wissenswelten und warnt zugleich vor der Gefahr, ohne ausreichende geistige Reife in diese eindringen zu wollen. Beispielsweise wird so in einigen jüdisch-orthodoxen Traditionen begründet, warum erst persönlich und religiös gefestigte Männer ab 40 Jahren in die Geheimnisse der Kabbala eingeweiht werden sollen; das Alter, in der auch nach schwäbischer Überlieferung „die Weisheit beginnt“.

Über die Weiterentwicklungen der jüdischen Mystik im ersten Jahrtausend nach Christus wissen wir immer noch sehr wenig – wohl gab es Entwicklungen in den Engellehren und eine erfahrungsorientierte „Thronwagen“-(Merkawa)-Mystik, die bereits auf die Gottesschau zielte. Aber erst im zweiten Jahrtausend tritt „die Kabbala“ dann mit Wucht in das Sichtfeld der Religions- und Kulturgeschichte. Textfragmente noch ungeklärter Herkunft wurden im 12. Jahrhundert in Südfrankreich zum **Bahir** („Buch der Klarheit“) zusammen gefügt. Noch einflussreicher wurde der **Zohar** („Buch des Strahlens“), der am Ende des 13. Jahrhunderts in Nordspanien erschien.

Er unterscheidet zwischen dem verborgenen Aspekt Gottes („En-Sof“ – das Unendliche) und dem Geoffenbarten und entwickelt den „kabbalistischen Lebensbaum“ aus zehn Attributen (hebr. **Sephirot**, verwandt mit dem späteren „Ziffer“) Gottes. Zudem entwickelt er eine Lehre der Seelenwanderung samt möglicher Wiedergeburten, die so Eingang ins traditionelle Judentum fand. Und nicht nur dort: Auch christliche Gelehrte wie der im deutschen Südwesten wirkende Johannes Reuchlin (1455 – 1522) werden von der Kabbala erfasst und übersetzen sie in unzählige Versionen. So gibt es heute nicht nur jüdische, sondern auch christliche, philosophische und synkretistisch-esoterische „Kabbalisten“.

*Der kabbalistische Lebensbaum mit den zehn Sephiroth auf einer hebräisch-lateinischen Schrift des 16. Jahrhunderts*

Die jüdische Kabbala breitete sich erfolgreich aus und sogar in Galiläa ist im 16. Jahrhundert ein bedeutendes Zentrum kabbalistischer Gelehrsamkeit nachweisbar. Doch dann gerät sie in eine furchtbare Krise: Mit **Sabbataj Zwi** (1626 – 1676) und **Jakob Frank** (1726 – 1791) treten gleich zwei jüdische „Messiasse“ auf, die sich auf die mystischen Lehren berufen und große Anhängerschaften gewinnen. Doch beide werden von weltlichen Herrschern gefangen genommen und entgehen der Todesstrafe durch Konversion: Sabbataj Zwi wird zum Muslim, Jakob Frank lässt sich christlich taufen. Bis auf den heutigen Tag bleiben überschießende, mystische Spekulationen im traditionellen Judentum fortan verpönt.

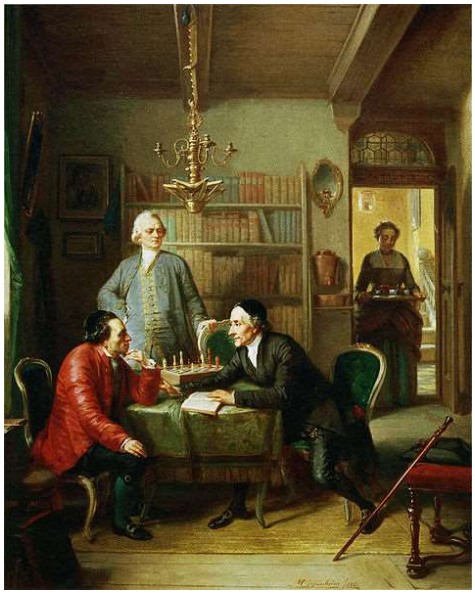
Während aber die osteuropäischen **Chassidim** (= die Frommen) gemäßigte, kabbalistische Lehren und Rituale beibehalten, versuchen sich die **Mitnagdim** (= die Widerstehenden) genau dagegen abzugrenzen. Diese beiden Flügel bilden bis heute die beiden Hauptströme der aschkenasischen Haredim (vgl. Kap. 3). [9, 223 – 227]

Einen völlig anderen Weg schlugen jedoch die Vertreter der jüdischen Aufklärung (**Haskala**, etwa „Verstandesbildung“) ein: Die **Maskilim**. Ihre Anfänge verortet die heutige Forschung unter spanischen Sephardim, deren Vorfahren von den dortigen christlichen Königen zur Taufe gezwungen worden waren. Im Gegensatz zu früheren Zwangsbekehrungen wurden jedoch diese Getauften nicht mehr wirklich als Christen akzeptiert, sondern als **Marranos** (spanisch: Schweine!) beschuldigt, im Geheimen weiter Juden zu sein. Sinnigerweise führte diese Dauer-Ausgrenzung zu einer selbsterfüllenden Prophezeiung – trotz starker Integrations- und Bildungsanstrengungen wurden die Marranos immer wieder auf ihre jüdischen Wurzeln zurück geworfen und konnten auch fast nur untereinander heiraten.

Unter dem ständigen Druck und auch mörderischen Verfolgungen wanderten schließlich „Marranos“ in mitteleuropäische Städte aus, wo viele zum jüdischen Glauben zurückkehren konnten. Zusammen mit ersten, aus den mittelalterlichen Ghettos ausziehenden Aschkenasim bildeten sie eine neue Form jüdischer Identität: Umfassend gebildet, mehrsprachig, nach gesellschaftlichem Aufstieg und Anerkennung strebend.

Und so wurde im Jahr 1656 auch der gerade mal 24jährige **Baruch de Spinoza** (1632 – 1677), Sohn einer aus Portugal zugewanderten Familie, mit dem großen Bannfluch aus der jüdischen Gemeinde in Amsterdam verstoßen – seine Philosophie war allzu gewagt und respektlos gegenüber rabbinischen Autoritäten erschienen. Doch Spinoza trat nicht etwa zum Christentum über, sondern lebte als Privatgelehrter – dessen Philosophie bis heute weltweit Bewunderung, aber auch Ablehnung hervorruft und über weitere Denker Teil der „westlichen“ Gedankenwelt wurde.

Bereits besser erging es dem preußisch-jüdischen Aufklärer **Moses Mendelssohn** (1729 – 1786), von dem auch in Kap. 1.3 bereits kurz die Rede war: Auch er wurde noch vielfach diskriminiert und antijüdisch angegriffen, erwarb sich aber durch seine mehrsprachige und interdisziplinäre Gelehrsamkeit Anerkennung unter Juden und Nichtjuden. Einer seiner Texte gewann beispielsweise den ersten Preis der „Königlichen Akademie“ – unter anderem noch vor der Einsendung des Philosophen Immanuel Kant! Von vielen wird Mendelssohn er als „der“ Begründer der Haskala betrachtet, zumal er auch religiöse Texte ins Deutsche übersetzte und dafür plädierte, den Dialekt des Jiddischen zugunsten der Mehrheitssprache einerseits und des „reinen“ Hebräisch andererseits aufzugeben.



*Der Gastgeber Moses Mendelssohn (sitzend links) debattierend mit seinem Freund Gotthold Ephraim Lessing (stehend, Mitte) und seinem langjährigen Gegenspieler Johann Caspar Lavater. Gemälde von Moritz Daniel Oppenheim um 1856*

Vor der Haskala hatte es verschiedene Varianten des traditionellen Judentums gegeben – nun wurden neue Wege denkbar, das Judentum gemeinschaftlich und „aufgeklärt“ zu leben. Es entstanden liberale, konservative und orthodoxe Gemeinden – und aus den letzteren erwuchsen schließlich die Haredim!

## 2.3 Die Haredim definieren ihre Kleidung

Vielleicht haben Sie sich schon einmal gefragt, woher diese zunächst so seltsam anmutende Kleidung ultraorthodoxer Juden stammen könnte – schwarze Mäntel und pelzbesetzte Hüte könnten doch schwerlich ein Erbe aus Israel zur Zeit des Zweiten Tempels sein?

Das sind sie auch nicht – sie stellen eine zunächst regionale Antwort auf Assimilationsdruck und die Haskala dar! Zunächst in Mitteleuropa und Nordamerika weiteten sich die denk- und lebbaren Möglichkeiten für Jüdinnen und Juden über das traditionelle, oft in Ghettos zusammengesperrte Judentum hinaus aus. Mit dem langsamen Wegfall von Diskriminierungen und dem Entstehen von mehrsprachigen, kosmopolitischen Stadtbürgerschaften brachen die Gemeindestrukturen auseinander und es entstanden in Christen- und Judentum mehr oder weniger reform- und anpassungswillige Lebensstile und Gemeinden.

Der Religionshistoriker Renzo Derosas von der Universität **Venedig** konnte anhand erhaltener Register der Stadtzählung von 1869 beispielhaft aufzeigen, dass die Geburtenraten jener Juden, die das venezianische Ghetto nach Aufhebung der Verbote verlassen hatten, auf 3,88 Kinder pro Frau und damit deutlich unter den Durchschnitt der katholischen Venezianer gefallen war, der bei 5.39 lag. Nur etwa ein Drittel der Juden wohnte weiterhin in den Straßen des Ghetto: Aber deren Geburtenrate lag bei 6,29 Kindern und damit über dem venezianischen Durchschnitt und bereits fast doppelt so hoch wie jene ihrer „ausgewanderten“ Glaubensgeschwister! [13, 177 - 205]

Hier sehen wir bereits jene Kräfte am Werk, die das Judentum und die israelische Gesellschaft bis heute spalten: Einerseits lockt die moderne, säkulare Welt – allerdings um den Preis der zunehmenden kulturellen Assimilation samt rapide sinkender Geburtenraten -, andererseits eine schroffe Abgrenzung von ebenjener Welt hinter schützende Mauern, hinter denen sich jedoch kinderreiche Familien zu bilden vermögen.

Zunächst schien eindeutig die säkulare Verlockung zu gewinnen: Wo immer möglich ließen immer mehr Jüdinnen und Juden die Ghettos ihrer Vorfahren hinter sich, nahmen aktiven Anteil am kulturellen Leben der Mehrheitsgesellschaften und begründeten neue, liberalere Gemeindetraditionen. Auch zunächst traditionell-orthodoxe Gemeinden begannen schließlich, die strikte Einhaltung der hergebrachten Überlieferungen mit moderner Bildung, wirtschaftlichem Erfolg und politischem Engagement zu verbinden – so entstand der Flügel der „modern Orthodoxen“.

Nur eine kleine, bald vom Verschwinden bedrohte Minderheit lehnte weltliches Wissen und weltliche Kleidung auch dann ab, wenn sie nicht den traditionellen Regeln widersprachen; sondern verschärfte durch zusätzliche Auslegungen die Abgrenzung. So entstanden die Haredim.

In den Amerikas und Mitteleuropas waren sie dabei unter den Verlockungen der Moderne bereits so stark geschrumpft, dass sie kaum noch kulturprägende Wirkung entfalten konnten; und unter den Sephardim, Mizrachim und afrikanischen Juden hatte diese Entwicklung und Aufspaltung noch kaum stattgefunden.

Nur in einer Region der von Juden bewohnten Welt verzögerte sich die Aufhebung der diskriminierenden Gebote einerseits und die Ausbreitung weltlichen Wissens andererseits: Im osteuropäischen Bogen von Polen über die Ukraine bis nach Russland.

Hier dauerte sowohl die gesamtgesellschaftliche Modernisierung wie auch die rechtliche Befreiung und Gleichstellung der jüdischen Minderheiten. So hatten die traditionellen Rabbiner Osteuropas ausreichend Zeit, den Niedergang ihrer westlichen Kollegen zu studieren und die entsprechenden Schlussfolgerungen zu ziehen. So legten sie die gerade aktuelle **Kleidung der osteuropäischen „Schtetl" (oft: Ghettos) des 19. Jahrhunderts** als verbindlich und unveränderlich fest: Bis heute prägt dies das Erscheinungsbild der Haredim!

*Betender Haredi an der Klagemauer in Jerusalem. Foto: Eliel Joseph Schafler, 2001*

Traditionell geboten war die **Kopfbedeckung** der **Yarmulke** oder **Kippa** (Mehrzahl: Kippot) ursprünglich während des Gebetes vorgeschrieben (ein entsprechendes Brauchtum, aber keine Vorschrift ist die islamische **Takke**). Weil sie ihr ganzes Leben als Gebet ausrichten wollten, setzte bereits im traditionellen Judentum eine Ausweitung des Brauches auf den ganzen Tag ein – und schon Rabbiner des 17. Jahrhunderts betonten, dass dadurch auch die Unterscheidung gegenüber Nichtjuden unterstrichen werde. Haredische Ausleger konnten diese Symbolik noch einmal verstärken, indem sie die traditionellen Kopfbedeckungen der osteuropäischen Schtetl – schwarze Hüte, bisweilen auch Pelzhüte (**Schtreimel**) über den Kippot – zusätzlich zu den Mänteln (**Kitteln**) vorschrieben.

Ergänzt wurden diese Vorschriften durch **Rasurverbote**, die bereits auf Levitikus 19, 27 zurückgingen: *„Ihr sollt euer Kopfhaar nicht rundum abschneiden."*

Was war damit gemeint? Traditionell bestand Einigkeit darüber, dass das Haupthaar nicht abrasiert werden sollte, häufig (nicht immer!) wird auch der Bart geschont. Während modern Orthodoxe jedoch ein Trimmen für erlaubt hielten, betonen einige Haredim die Bedeutung eines umfänglichen Vollbartes. Auch wurde viel über die Frage der zu erhaltenden „Ecken" debattiert, sollte doch „nicht rundum" abgeschnitten werden. Die meisten Haredim interpretierten dies als Gebot, **Schläfenlocken**, hebräisch **Peot** („Ecken") wachsen und stehen zu lassen. Die Art, wie diese gestaltet werden – geflochten oder ungeflochten, offen getragen oder hinter die Ohren geschoben usw. – bieten kundigen Beobachtern bis heute Anhaltspunkte, zu welcher Gemeinschaft ein Haredi gehört. Ebenso tragen viele Haredim die traditionellen vier Schaufäden **Tzitzit** an Gebetsschals und Unterkleidung, die die Gläubigen an ihre Pflichten erinnern sollen, auch im Alltag äußerlich sichtbar. Die Tzitzit von modern Orthodoxen sind dagegen außerhalb der Synagoge seltener zu sehen.

Weitere Vorschriften können beispielsweise die Oberbekleidung – meist weiße Hemden – regeln, aber auch bis zu Spezialvorschriften der Beinkleidung reichen: So stecken Gerrer Chassidim (Kap. 3.1) traditionell ihre Hosen in die Socken. [7, 32]

Für Männer und Frauen gilt zudem im öffentlichen Auftreten die Generalvorschrift des **Tzniut** (hebräisch: Bescheidenheit, Zurückhaltung). Entsprechend soll nach haredischer Auslegung nicht zu viel Haut gezeigt werden, sollen Hemdsärmel über die Ellenbogen und Beinkleider über die Ellenbogen reichen. Auch nackte oder nur in Sandalen steckende Füße gelten als unschicklich, werden jedoch unter modern Orthodoxen und auch sephardischen Haredim im oft sonnigen Israel teilweise akzeptiert. Schließlich sollen Haredi-Frauen auch ihre Haare spätestens nach der Eheschließung nicht mehr öffentlich zeigen – **weibliche Haredi-Kopfbedeckungen** reichen dabei von Kopftüchern und Hüten bis hin zu Perücken, die das eigene Haar verbergen.

*Haredi-Familienausflug in der Jerusalemer Altstadt. Foto: Michael Blume 2013*

Von großer Bedeutung in der Alltagskommunikation ist schließlich das Gebot, **Angehörige des je anderen Geschlechts nicht zu berühren**. Dies schließt beispielsweise für nahezu alle Haredim Begrüßungen oder Verabschiedungen per Handschlag oder gar Umarmung aus. Einige besonders strenge Haredi-Traditionen untersagen sogar öffentliche Berührungen der eigenen Ehegatten in der Öffentlichkeit als Verstoß gegen die Tzniut.

In einem beliebten israelischen Witz wird so einem Ger Haredi vorgehalten, er sei mit einer Frau auf der Straße gesichtet worden. Eilig versichert dieser jedoch: „Aber es war nicht meine Frau!“ [7, 32]

**Warme Kleidung im heißen Land?**

Immer wieder werde ich gefragt, wozu denn osteuropäische Schtetl-Kleidung in einem sonnigen Mittelmeerland wie Israel „gut sein“ könne? Wären denn schwarze Mäntel und sogar Pelzhüte im israelischen Sommer nicht furchtbar heiß und unpraktisch?

Es mag paradox wirken – aber gerade in evolutionärer Perspektive zeigt sich, dass diese schweren Kleidungsregeln den Zusammenhalt, Kooperations- und Reproduktionserfolg der Haredim steigern! Denn tatsächlich ist diese Art der überlieferten Kleidung in Israel unpraktisch und belastend – niemand würde sie sich antun, außer eben aus religiösen Gründen. Damit aber wird sie – in Israel noch mehr als im kälteren Osteuropa! – zum „Glaubwürdigkeit steigernden Signal“ („Credibility enhancing display“, CRED). Kommen dann noch wirtschaftliche Opferbereitschaft, die Teilnahme an den oft langen Gottesdiensten und gar noch Jiddisch-Kenntnisse hinzu, so bleiben kaum noch Zweifel: Fromm praktizierende Jüdinnen und Juden können sich gegenseitig „auf den ersten Blick“ erkennen und damit stabile, von außen kaum „einnehmbare“ Netzwerke und Gruppen bilden. [14, 166 – 232]

**Eskalation der Kleidungsfragen**

Aber diese gruppendynamische „Funktion“ religiöser Kleidung birgt unter bestimmten Bedingungen auch ein Eskalationspotential, das sich in den vergangenen Jahren zunehmend entfaltet hat: Weil sich die zunehmend abgeschottet lebenden Haredi-Gruppen in der Demonstration ihrer Frömmigkeit gegenseitig überbieten, haben sich die Kleidungssitten nicht nur tendenziell immer weiter verschärft, sondern sie werden auch zunehmend von Nicht-Haredim eingefordert. Sowohl in haredischen Siedlungen in den USA wie Kiryat Joel wie auch in israelischen Stadtvierteln finden sich inzwischen Plakate, die Besucherinnen und Besucher generell auffordern, nur mit „angemessener“ Kleidung einzutreten.

In der israelischen Stadt Beith Shemesh (vgl. Kap. 4.0) eskalierte der Streit, als extreme Haredim Schülerinnen beschimpften und bespuckten, die ihrer Meinung nach nicht „angemessen“ genug gekleidet waren. Auch der israelische Staatspräsident Schimon Peres selbst rief daraufhin 2011 zu einer Demonstration, bei der Tausende Bürgerinnen und Bürger für die Gleichberechtigung der Geschlechter und ihre säkularen Freiheiten demonstrierten.

Im Gefolge dieser Diskussion geriet auch eine weitere Verschärfung in den Blickpunkt: Frauen der extrem-haredischen Gruppe **Lev Tahor** („reines Herz“) in Beith Shemesh hatten begonnen, außerhalb des Hauses einen „**Shal**“ zu tragen, bei dem es sich um eine Ganzkörperverschleierung entsprechend dem islamischen Niqab handelt. Ein Aufschrei ging durch das Land, Medien schrieben von den „jüdischen Taliban“ und auch haredische Rabbiner verurteilten den Gesichtsschleier und untersagten Trägerinnen den Besuch ihrer Schulen. Und doch, Sie ahnen es bereits: Dieser neue Brauch verschwand nicht etwa, sondern breitet sich mit Lev Tahor und darüber hinaus aus – erste Shal-Trägerinnen wurden auch schon in Jerusalem gesichtet, inzwischen sollen es israelweit mehrere Hundert sein.

*Eine Haredi mit „Shal“ in Meah Sharim, Israel. Foto: Zivya, 2012*

## 3.0 Die Hauptströme der heutigen Haredim

Mit der sich verschärfenden Festlegung von Kleidungsvarianten war es zur Festigung der haredischen Identität nicht getan: Zur Abwehr der Haskala und Assimilation erließen Haredi-Rabbiner ab dem 18. Jahrhundert zunehmend strenge Weisungen zur Meidung von Weltwissen und säkularen Ideologien, ausdrücklich auch und sogar besonders, wenn diese – wie der Zionismus – von anderen Jüdinnen und Juden vorgetragen wurden. Auch Kenntnisse in höherer Mathematik oder in Fremdsprachen wie Englisch wurden zunehmend als „unjüdisch“ abgetan, die Mehrsprachigkeit und hohe, „weltliche“ Bildung vieler klassischer Rabbiner (Maimonides!) als zeit- und diasporabedingt abgetan. Eigene Schulen, die Pflege des Jiddischen unter aschkenasischen Haredim und verschärfte Speiseregeln („glatt koscher“ statt den gängigen, modern-orthodoxen Koscher-Stempeln) vollendeten die Abschottung.

Beinahe hätte der millionenfache Mord der Schoa dennoch die Haredim-Gemeinden Osteuropas ausgelöscht – gerade den oft armen, kinderreichen, leicht erkennbaren und außerhalb ihrer Siedlungen häufig hilflosen Ultraorthodoxen gelang am seltensten die Flucht vor den nationalsozialistischen Todesschwadronen. Nur wenige Tausend überlebten in nicht-besetzten Ländern wie Großbritannien oder der Schweiz oder erreichten sichere Orte wie die USA oder das spätere Israel. Nachdem das NS-Regime 1945 endlich niedergerungen war, sahen Juden und Nichtjuden mit einer Mischung aus Mitleid, schlechtem Gewissen und Nostalgie auf die wenigen überlebenden, vermeintlich aussterbenden Haredim-Grüppchen. Die Rückstellung von 400 Haredim vom israelischen Militärdienst ab 1948 erfolgte auch, weil kaum jemand den vermeintlich erlöschenden Frommen Zwang antun wollte.

Doch jene, die das baldige Ende der Haredim-Traditionen meinten voraussagen zu können, hatten ihre Rechnung ohne **die Demografie** gemacht. Binnen weniger Jahrzehnte sind aus den einstmals versprengten Grüppchen mächtige Strömungen heran gewachsen, die sich daran machen, das Gesicht des Judentums weltweit und des Staates Israels im Besonderen im 21. Jahrhundert tiefgreifend zu verändern. Während die **Geburtenraten** weltweit und auch in Israel unter Juden wie - langsamer - unter Arabern zurückgingen, stieg sie unter den Haredim-Frauen von 6,49 um 1980 auf über 7,6 zur Jahrtausendwende! Manche Haredi-Populationen verdoppeln sich allein durch ihren Kinderreichtum etwa alle 10 bis 15 Jahre! Wenn sich nicht noch gravierende Veränderungen ergeben, werden die Haredim um die Mitte des 21. Jahrhunderts herum die Mehrheit der jüdischen Bevölkerung in Israel stellen. [15, 226 – 230]

Heute lassen sich vier Quellen des haredischen Judentums identifizieren – neben einem Flügel der israelischen Sephardim sind dies drei unterschiedliche Traditionen mit aschkenasisch-osteuropäischen Wurzeln, die wiederum immer neue Varianten ausprägen.

Denn wie schon die „Marranos“ Spaniens machten auch Jüdinnen und Juden in Osteuropa die bedrückende Erfahrung, dass sie auch bei maximaler Integrations- und Bildungsanstrengung kaum mit Akzeptanz und Aufnahme in die Mehrheitsgesellschaft rechnen konnten. Es gab durchaus einzelne jüdische Reformer, Literaten, Aktivisten – doch fehlte es an der kritischen Masse und den rechtlichen Möglichkeiten, breitere, innerjüdische Reformbewegungen auf die Beine zu stellen.

Gerade auch das erstarrende Zarenreich machte zu gerne die jüdische Minderheit für Probleme verantwortlich und auch die mörderische Verschwörungstheorie der **„Protokolle der Weisen von Zion“** (ab 1903) geht nach heutigem Forschungsstand auf eine Fälschung im Umfeld des russisch-zaristischen Geheimdienstes Ochrana zurück. Auch neue, nationalistische Bewegungen etwa in Polen oder der Ukraine übernahmen zur Konstruktion ihrer nationalistisch-„reinen“ Völker oft und gerne die antisemitischen Vorurteile und beschimpften die jüdischen Minderheiten als feindselige Fremdlinge, die aus dem jeweiligen Land zu werfen seien.

Mit der allgegenwärtigen Unsicherheit und Angst der bedrängten Gemeindemitglieder konfrontiert, verwarfen die haredischen Rabbiner Osteuropas sowohl den mystischen Überschwang wie auch die aufklärerischen Heilsversprechen kabbalistischer und reformorientierter Botschaften. Stattdessen schufen sie eine eigene Synthese, in der heute direkt und indirekt drei der vier haredischen Strömungen wurzeln: Den Chassidismus.

### 3.1 Freudige Fromme: Die Chassidim

Wer heute in die westukrainische Siedlung Medzhybizh fährt, erblickt außer einem alten Schloss auch mehrere beeindruckende Gebäude zu Ehren einer rabbinischen Tradition, die in diesem kleinen Ort ihren Ausgang nahm.

Ein Foto von 1915 zeigt noch die Bescheidenheit der „Shul“, in der unter anderem Rabbiner **Israel Ben Elieser** (1698 – 1760) wirkte und sich mit Lehren und Schriften sowohl dem „falschen Messias“ Jakob Frank wie auch dem Druck der christlichen Mehrheit und den Verheißungen rationalistischer Reformer entgegen stemmte. Als **„Baal Schem Tov“** (abgekürzt: **Bescht**) wurde dieser bald halb-legendäre Gelehrte Begründer einer neuen Strömung innerhalb des Judentums – des Chassidismus.

*Vom Baal Schem Tov sind keine Bilder überliefert, aber eine Fotografie von 1915 zeigt noch seine später abgerissene und inzwischen überbaute „Shul“ in einem Dorf der Ukraine.*

Die frühen Chassidim – nach dem Bescht sein Nachfolger **Rabbi Dov Ber** (1704? – 1772), genannt der **„Maggid“** (etwa: Volksprediger) und weitere - versuchten die beiden Extreme des jüdischen Lebens ihrer Zeit und Region zu überbrücken: Einerseits vermochten die nur traditionellen Rituale und in Wiederholungen erstarrte Gelehrsamkeit die verzweifelt nach Hoffnung und Erlösung Hungernden kaum mehr anzusprechen. Andererseits führte der mystisch-messianische Überschwang der Sabbatianer und Frankianer Tausende aus ihren Gemeinden und stürzte sie in Verzweiflung, die Trennung vom Judentum oder gar in den Tod. Die Lösung der Chassidim bestand in der Betonung von *devekut* (der betenden Heiligung des ganzen Lebens) und *kavannah* (dem inneren Vorsatz bei der Erfüllung der Gebote): Die Juden sollten die überlieferten Traditionen nicht länger „blind“ befolgen, sondern durch innere Zustimmung, ja Freude Gott hinter dem oft düsteren Schleier der Welt schauen.

Bald ertönten in den meist armen und oft bedrängten Siedlungen chassidischer Juden frohe Lieder, Feiertage wurden mit Jubel und ekstatischen Tänzen begangen, Rituale durch kabbalistisch-sephardische Aspekte angereichert, überkommene Lehrsätze durch spirituelle Erfahrungen und Einsichten ergänzt. Auch die Rolle des lange steif und distanziert interpretierten Rabbiners wandelte sich: Der chassidische **Rebbe** war auch ein **Zaddik**, ein „Gerechter", der in besonderer Beziehung zu Gott stand und dessen Segen gerne an seine Gemeinde weitergab.

Beispielhaft dazu wurde der ritualisierte „**Tish**,", ein gemeinsames Mahl, zu dem je verdiente Chassidim eingeladen waren. Der Rebbe pflegte an den dargebrachten Speisen zu kosten, sie aber dann großmütig den Tischgästen zu überlassen, die damit sowohl besonders gesegnete Speisen wie auch Lehren des Meisters erhielten. Nicht mehr nur besonders Gebildete, sondern auch einfachere Gemüter konnten so in emotional verständlicher Weise gesegnet und ausgezeichnet werden – die Beziehungen zwischen den Rebbes und ihren Anhängern („Höfen") wurde dadurch sehr viel enger und persönlicher.

Entsprechend entwickelten sich Dynastien ehrenwerter Zaddikim, die oft noch zu Lebzeiten einen Nachfolger – nicht immer einen Sohn – ernannten und deren oft Generationen überspannende Wohnorte und Schulen den Varianten ihren Namen gab (wie die Lubbawitscher oder Gerrer Chassidim). Ebenso konnten aber auch wandernde Meister an fernen Orten neue Gefolgschaften gründen - und so breiteten sich chassidische Bräuche schnell von Osteuropa über das Osmanische Reich bis ins heutige Israel aus.

So berufen sich die sehr streng-haredischen Gerrer Chassidim auf den Rebbe **Isaac Meir Rothenberg von Gur** (Gora Kalwaria) in Polen (1789 – 1886). Der auch einfach **„Rim"** genannte Rebbe zeichnete sich durch seine Treue gegenüber einem zwanzig Jahre „verborgenen" Zaddik aus und musste auch selbst auf der Flucht vor staatlicher Verfolgung seinen Nachnamen in „Alter" ändern. Als entschiedener Gegner der aus dem Westen drängenden Maskilim ließ er sich lieber inhaftieren, als Kompromisse in Bildungsfragen einzugehen. Sein Nachfolger und Enkel **Judah Aryeh Leib Alter** (1847 – 1905) grenzte die wachsende Bewegung auch entsprechend gegenüber dem Zionismus ab. Dessen Sohn und Nachfolger **Abraham Mordechai Alter** (1866 – 1948) blieb dieser Linie treu, befürwortete aber den Aufbau haredischer Mädchenschulen und die Ansiedlung von Chassidim im Heiligen Land unter osmanischer Regentschaft. Auch errichtete er mit der **Agudat Israel** (Union Israel) eine haredisch-politische Dachorganisation. Ihm und weniger als zweitausend Gerrer Chassidim gelang die Auswanderung nach Palästina und die Reorganisation über elf anfangs kleine Gebetshäuser („**shteiblach**", Stüblein). dort. Er starb während des israelischen Unabhängigkeitskrieges und hinterließ eine kleine, aber bereits durch Kinderreichtum und Konversionen wachsende Gemeinde. [7, 32 – 34]

Agudat Israel wurde eine politisch wichtige Kraft im israelischen Parlament, der Knesset und gehörte seit 1977 mehreren Regierungskoalitionen an. Nach zwei Spaltungen erheblich geschwächt, formte Agudat gemeinsam mit Degel HaTorah (Kap. 3.3) das aschkenasisch-haredische Parteienbündnis Yahaduth HaTorah (Vereinigtes Thora-Judentum), das bei der Knesset-Wahl 2013 bereits wieder sieben von 120 Sitzen errang; zwei mehr als 2009 – mit weiter steigender Tendenz.

Während sich die Gerrer Chassidim also am politischen Leben Israels aktiv beteiligen, möchte ich als zweites, diesmal antizionistisches Beispiel einer größeren, chassidischen Bewegung die **Satmar Chassidim** vorstellen, benannt nach ihrem Ursprungsort Satu Mare (jiddisch Satmar) im heutigen Rumänien. Ihr Begründer **Joel Teitelbaum** (1887 – 1979) war eigentlich nur der zweitgeborene Sohn eines bedeutenden ungarischen Rebbe, scharte jedoch nach dem Tod des Vaters eine eigene, kleine Anhängerschaft um sich und begründete ab 1905 in Satmar seine eigene Dynastie.

*Der Satmar-Rebbe Joel Teitelbaum*

Unter den orthodoxen Rabbinern der Region bildete Teitelbaum mit einer entschieden antimodernistischen Haltung und einer kompromisslosen Zurückweisung des Zionismus den „haredischen Flügel“, konnte aber Ansehen und Anhängerschaft immer weiter ausbauen. Doch die Nazis zerstörten das jüdische Leben in Ungarn und Rumänien und deportierten auch die Juden Satmars in die Vernichtungslager. Dem Anwalt **Rudolf Israel Kastner** (1906 – 1957) gelang es, in Verhandlungen mit und Zahlungen an Adolf Eichmann 1.700 Jüdinnen und Juden – darunter 273 Kinder – freizukaufen und in die Schweiz zu bringen. Einer dieser Geretteten war Rebbe Teitelbaum.

Über die Schweiz reiste Rebbe Teitelbaum nach Palästina, ließ sich jedoch noch vor der Gründung des Staates Israel in **Brooklyn, New York**, nieder. Hier baute er aus einer kleinen Gruppe Überlebender seine Bewegung wieder auf. Während sich andere jüdische Organisationen und auch haredische Bündnisse wie Agudat Israel am Aufbau des Staates Israel mehr oder wenig kritisch beteiligten, lehnten die Satmaris jeden Kontakt mit dem israelischen Staat, jede Teilnahme (wie das Wählen) und jede finanzielle Unterstützung (wie z.B. Sozialhilfe) entschieden ab. Sogar das Gebet an der Klagemauer ist Satmar-Haredim bis heute untersagt; könne doch daraus der falsche Eindruck entstehen, die Bewegung akzeptiere den Anspruch Israels auf Jerusalem! Ja, der Rebbe lehrte seine Anhänger schließlich sogar, dass „die Zionisten“ aufgrund ihres widergöttlichen Vorhabens die Schoa über die Welt gebracht und den Tod von Millionen Juden verschuldet hätten!

Diese kompromisslose Haltung isolierte Satmar zwar innerhalb der jüdischen Welt, bescherte ihr aber auch Zulauf durch antizionistische Orthodoxe. Als Teitelbaum 1968 einen Herzschlag erlitt, bildeten die Satmaris bereits die größte, chassidische Gruppe New Yorks.

Seine Frau und führende Rabbiner übernahmen bis zu Teitelbaums Tod 1979 die Tagesgeschäfte und konnten unter anderem erreichen, dass die nach ihm benannte Siedlung **Kiryas Joel** als eigene Gemeinde (municipality) anerkannt wurde. Sie ist bis heute aufgrund des enormen Kinderreichtums der Satmaris die jüngste, aber auch ärmste Municipality der USA.

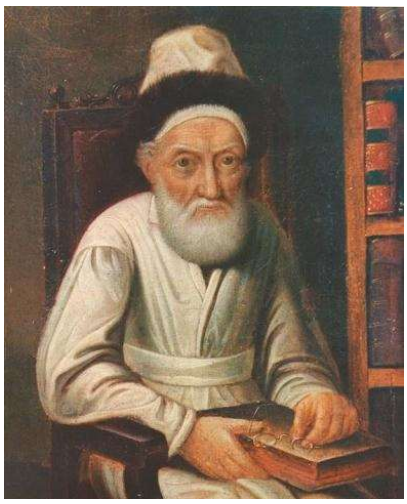
Nach Teitelbaums Tod zersplitterte die Satmar-Bewegung in heftigen Nachfolgekämpfen, die bisweilen sogar mit Schlägereien ausgetragen wurden, in verschiedene Flügel und Zentren. Doch vor allem das starke demografische Wachstum sowie weitere Konversionserfolge führten zur Gründung weiterer Satmar-Ansiedlungen in den USA, aber auch in Europa (u.a. Antwerpen und London), in Argentinien, Australien und nicht zuletzt in Israel. Da auch alle in irgendeiner Weise mit dem Staat Israel zusammen arbeitenden Haredim von den Satmaris als „Verräter“ eingeschätzt werden, bestehen teilweise aggressive Spannungen zu nahezu allen anderen jüdischen Gruppen. Schätzungen zu ihrer derzeitigen weltweiten Gesamtzahl schwanken zwischen ein- und zweihunderttausend; doch unstrittig ist, dass sie exponentiell weiter wachsen. Nur die deutlich kleinere, mitnagdische Neturei Karta-Bewegung (Kap. 3.3) kann für sich in Anspruch nehmen, noch extremer antizionistisch eingestellt zu sein.

### 3.2 Mission für den Moschiach: Chabad Lubawitsch

Religionsgeschichtlich und auch nach ihrem Selbstverständnis wurzelt auch die Chabad-Bewegung im Chassidismus (Kap. 3.1) – doch damit hört der Konsens der Gelehrten auch schon auf. Handelt es sich noch um eine haredische oder schon um eine modern-orthodoxe Gruppe? Gehört sie überhaupt noch zum Judentum oder bildet sie, wie einige haredische (!) Rabbiner lehren, schon eine „eigene Religion“, eine Abspaltung vom Judentum? Und misst sie nur 50.000 aktive Mitglieder, oder 200.000 oder schon eine Million? Ein Einblick in Geschichte und Struktur dieser inzwischen wohl weltweit bekanntesten Bewegung innerhalb des Judentums hilft zugleich auch zu verstehen, woher diese enorm unterschiedlichen Einschätzungen kommen.

Historisch geht **Chabad** auf den frühen Chassidismus zurück: **Rabbiner Schneur Salman von Ljadi** (1745 – 1812) scharte Tausende von Anhängern im Gebiet des heutigen Russland um sich und nannte gab der entstehenden Bewegung den Eigennamen als Akronym (Abkürzung aus den ersten Buchstaben) aus hebräisch **Chochma** („Weisheit“), **Bina** („Erkenntnis, Verständnis“) und **Daat** („Wissen“). Sein Buch **Tanya** verschmolz traditionell-rabbinische und kabbalistische Lehren zu einer neuen Synthese und wird bis heute von Chabad-Anhängern studiert und auch in verschiedene Sprachen übersetzt. Als „Alter Rebbe“ (Jiddisch für „ältester Rabbi“) wird der Gründer bis heute sehr geehrt.

Sein Sohn und Nachfolger **Dovber Schneuri** (1773 – 1827) verlegte das Hauptquartier der Bewegung nach **Lubawitsch** in Russland, wo er als zweiter, „Mitteler Rebbe“ und seine Nachfolger bis zum sechsten Rebbe insgesamt 112 Jahre residierten. Bis heute werden die Chabad-Anhänger daher auch als „Lubawitscher“ oder „Lubawitscher Chassidim“ bezeichnet. Ab dem dritten Rebbe **Menachem Mendel** (1789 – 1866) nahmen die Amtsinhaber dabei den Namenszusatz „**Schneersohn**“, männliche Nachfahren des Schneur (ersten Rebbe), für ihre Dynastie an. Zwischen den oft mehreren Söhnen der Rebbes gab es dabei auch immer wieder Nachfolgekämpfe und es bildeten sich verschiedene Chabad-Abspaltungen, die jedoch keinen anhaltenden Bestand hatten.



*Der dritte Chabad-Rebbe, Menachem Mendel Schneersohn, genannt „Tzemach Tzedek“ („Spross der Gerechtigkeit“), nach dem Titel seines Hauptwerkes, in einem Gemälde des 19. Jahrhunderts.*

Vor der Verfolgung erst durch die kommunistischen Bolschewiken und dann durch die vorrückenden Nationalsozialisten floh der sechste Rebbe **Yosef Yitzchak Schneersohn** (1880–1950) erst nach Polen und dann (ebenfalls) nach Brooklyn in New York, USA. Auf sein Geheiß gründete eine Gruppe fliehender Anhänger im frisch gegründeten Israel die Siedlung **Kfar Habad**, verweigerte dazu jedoch israelisch-staatliche Unterstützung. Er wird als „Frierdiker Rebbe" (Jiddisch: Vorheriger Rebbe) erinnert – und verweist damit schon auf die Bedeutung des siebten und letzten Chabad-Rebbes.

Dieser letzte Rebbe **Menachem Mendel Schneerson** (1902 – 1994) – geschrieben wie der dritte Rebbe, aber ohne das „h" in Schneerso(h)n – der zeitweise mit seiner Frau in Berlin gelebt hatte, übernahm die Leitung der Chabad-Bewegung nach der Schoa. Ihr war fast das gesamte chassidische Judentum Osteuropas und insgesamt rund 6 Millionen Jüdinnen und Juden zum Opfer gefallen. Auch viele Überlebende waren traumatisiert und die Kämpfe um die Entstehung Israels ließen kaum Raum für Besinnung.

Im Gegensatz zu den meisten anderen haredischen Strömungen stellte sich „der Rebbe" daher bald entschlossen hinter den Staat Israel – nicht als endgültiges, aber doch als vorläufiges Projekt bis zum Kommen des Messias (**Moschiach**). Sein sowohl religiöses wie pragmatisches Argument lautete, es gelte nun unbedingt „jüdisches Leben zu schützen".

Wiederum rabbinisch-orthodox sah er die Hauptaufgabe seiner Bewegung jedoch nicht in Waffengewalt, sondern in der Einhaltung der Gebote, der Sammlung und Unterrichtung des jüdischen Volkes: Jede noch so kleine gute Tat (Mitzvot) brächte die Welt der Erlösung ein Stück näher. Entsprechend trifft man auch heute noch überall, wo Juden leben, und besonders an belebten Stellen wie Flughäfen und Bahnstationen kleine Chabad-Teams (auch „**Mitzvah Tanks**", Mitzvah Kommandos genannt), die andere Juden zum Anliegen der Teffilin (Gebetsschnüre), dem Entzünden von Chanukka-Lichtern oder anderen kleinen Geboten anhalten.

Darüber hinaus bilden die von Brooklyn ausgesandten **Schluchim** (biblisch: Abgesandte, vgl. griechisch: Apostel) das Rückgrat der Chabad-Bewegung: Meist als jung verheiratete Rabbinerpaare mit erst ein oder zwei Kindern werden sie in Regionen entsandt, in denen jüdische Gemeinden Unterstützung benötigen. Dort organisieren sie sich dann selbst, sammeln zum Beispiel vor Ort oder bei befreundeten Gemeinden Spenden und laden zu Schabbatabenden, Gottesdiensten, religiösen Lehrstunden und Freizeiten ein. Bisweilen werden sie auch von selbst nicht-orthodoxen Gemeinden als Lehrer und Gemeinderabbiner angestellt, da sie ihre regionale Aufgabe als längerfristige, religiöse Mission betrachten, entsprechend aktiv sind und säkular lebende Juden einladen, aber nicht verurteilen. Denn wie viele Gebote eine Jüdin, ein Jude einhalten könne, hat nach Chabad-Lehre nicht der Schluchim zu entscheiden; er dürfe nur immer wieder einladen, ermuntern.

Diese strikt gewaltfreie, aber „innerjüdisch-missionarische" Haltung gilt auch mit Bezug auf die Nichtjuden: Diese werden, insbesondere wenn sie gottgläubig sind, als **B'Nei Noach** (Kinder Noahs) geachtet, denen zur Rechtleitung (nur) die Sieben Gebote Noachs aufgetragen seien. Aus Sicht von Chabad können also Gebete und sonstige gute Taten von Nichtjuden aufrichtig geschätzt werden, solange diese wiederum die jüdische Identität respektieren – aktive, wechselseitige Missionierungsversuche seien dagegen widersinnig.

Entsprechend sind Chabad-Schluchim fast immer mehrsprachig und bemühen sich aktiv um gute Beziehungen zu den religiösen, politischen und anderen Würdenträgern und Nachbarn ihrer Region. Sie laden diese bisweilen auch zu Gesprächen und festlichen Anlässen ein und freuen sich über deren Beiträge und gute Taten. Während andere Haredi-Traditionen meist eher zurückgezogen agieren, stehen Chabad-Rabbiner daher auch häufig im öffentlichen Leben und fürchten weder Fernsehen noch Facebook.

*Ein Gruppenfoto von Chabad-Schluchim in Brooklyn, NY, USA, 2007.*

**Stärkere Rolle der Frauen**

Im Kontrast zu fast allen anderen orthodoxen Bewegungen innerhalb des Judentums entwickelte Chabad auch eine betont aktive Rolle für Frauen. Starke Vorbilder wie „die **Rebbetzin“** („Frau des Rebbe“) **Chaya Muska Schneerson** (1901 – 1988) werden in der Bewegung aktiv erinnert und gewürdigt. Ihr Mann prägte auch die weibliche Form „**Schluchah**“ für die Gattinnen von Schluchim; und erwartete keinesfalls, dass sie sich dabei nur auf die Rolle als Mutter beschränken. Vielmehr wirken sie als Beraterinnen und Gastgeberinnen, begleiten ihre Männer auf öffentliche Veranstaltungen und richten auch selbst Veranstaltungen für Frauen aus. Analog zum Jahrestreffen der männlichen Emissäre rief Rebbe Schneerson entsprechend auch „Kinus HaSchluchot“, ein Jahrestreffen der entsandten Frauen in Brooklyn, ins Leben. Unterstützung für ihre traditionell kinderreichen Familien erhalten sie dabei zum Beispiel von jungen Anhängerinnen, die gewissermaßen als Au-pairs die Schluchah unterstützen, dabei an ihrer Seite lernen und wiederum ihr Ansehen und ihre eigenen Chancen auf einen würdigen Ehepartner erhöhen. So wird eine Kultur der „gemeinsamen Mission“ von Paaren etabliert, die oft mehrere Umzüge, Sprachenlernen und schließlich Gemeindearbeit in anderen Weltregionen umfasst.

Die vielleicht größte Innovation im jüdisch-orthodoxen Kontext aber äußerte der Rebbe, als er die Ansicht vertrat, dass auch Frauen die Thora studieren sollten. Längst hat sich weit über den Bereich der Mädchenschulen hinaus mit der Frauenorganisation Nshei Chabad eine eigene, durchaus selbstbewusste Frauenarbeit entwickelt, die auch nichtorthodoxe Jüdinnen anspricht; eine im haredischen Kontext bislang einzigartige Entwicklung.

*„Die Rebbetzin“ Chaya Muska Schneerson*

**Stärkere Rolle in der Politik**

Sein Status als geachteter Rabbiner einer religiös orthodoxen, aber gerne auch mit Nichtjuden kooperierenden Bewegung für Bildung und Engagement mit Sitz in New York sowie als Überlebender sowohl kommunistischer wie nationalsozialistischer Verfolgung mit einer hohen Meinung von den USA und Israel führten zu einer wachsenden Wertschätzung des Rebbe auch durch US-amerikanische Politik. Am 18. April 1978 proklamierte US-Präsident Jimmy Carter daher den Geburtstag des Rebbe (nach jüdischer Zeitrechnung) als „Education and Sharing Day“ (Tag der Bildung und des Teilens) – und seitdem haben alle US-Präsidenten den Geburtstag mit einer jährlichen Proklamation entsprechend begangen.

Am 6. April 1990 beschloss sogar der Kongress – die vereinigte Kammer aus Senat und Repräsentantenhaus der USA – eine **„Gemeinsame Resolution“**, in der der Geburtstag des Rebbe als „Education Day“ verkündet und der US-Präsident sowie „die anderen Staatsoberhäupter der Welt“ aufgerufen werden, jährlich diesen Tages zu gedenken.

Der Text der gemeinsamen Resolution eröffnet dabei mit der stärksten Anerkennung der Noachidischen Gebote, die bis dahin ein demokratisches Parlament je ausgesprochen hatte (Präambel im Original und Übersetzung Blume):

*„Whereas Congress recognizes the historical tradition of ethical values and principles which are the basis of civilized society and upon which our great Nation was founded;*
*Whereas these ethical values and principles have been the bedrock of society from the dawn of civilization, when they were known as the Seven Noahide Laws;*
*Whereas without these ethical values and principles the edifice of civilization stands in serious peril of returning to chaos;* […]

***[Deutsch:]*** *In Anbetracht dessen, dass der Kongress die historische Tradition ethischer Werte und Prinzipien anerkennt, die die Basis einer zivilisierten Gesellschaft bilden und auf denen unsere große Nation gegründet wurde;*
*In Anbetracht dessen, dass diese ethischen Werte und Prinzipien die Grundlage der Gesellschaft vom Anbeginn der Zivilisation waren, als sie als die Sieben Noachidischen Gebote bekannt waren;*
*In Anbetracht dessen, dass ohne diese ethischen Werte und Prinzipien das Gebäude der Zivilisation in größter Gefahr stünde, zurück ins Chaos zu fallen; […]“*

Bis heute wird die je politische, rechtliche und (zivil-)religiöse Bedeutung der Gemeinsamen Resolution diskutiert.

Gleichwohl erlitt die sehr breite und überparteiliche Zustimmung zu den Werken und Aussagen des Rebbe schon zu seinen Lebzeiten einen Dämpfer, als sich dieser gegen die Formel „Land für Frieden“ im Palästinakonflikt und letztlich gegen jede Abtretung von biblischem Land an einen zu gründenden Palästinenserstaat aussprach. Denn nach Auffassung des Rabbiners stellte eine solche Tat eine „Gefährdung jüdischen Lebens“ dar, womit er letztlich rechtsgerichtete Positionen in Israel und den USA offen unterstützte.

**Ist der Rebbe der Moschiach?**

Für nicht weniger kontroverse Debatten vor allem innerhalb des Judentums sorgte schließlich die in Chabad aufkommende Meinung, dass es sich bei dem kinderlosen und auch keinen Nachfolger benennenden Rebbe Schneerson selbst um den Moschiach (Messias) bzw. gar eine Emanation Gottes handeln könne. Einige „Messianisten“ begannen diese Interpretation zunehmend offen zu vertreten und riefen den Rebbe dazu auf, sich doch als **Moschiach** (Jiddisch) bzw. Maschiach (Hebräisch) zu bekennen.

*Porträt des Rebbe mit einem „Willkommen Messias“ an einem Haus in Crown Heights, New York, USA. Foto: Sagtkd, 2006*

Der Rabbiner selbst äußerte sich nicht eindeutig zu dieser Frage und manche seiner Aussagen und Gesten werden als Zurückweisung, andere als Bekräftigung dieses Anspruches gedeutet. Als er schließlich am 12. Juni 1994 starb, versammelten sich Zehntausende an seinem Grab; und nicht wenige hofften und riefen, dass er sich aus dem Sarg erheben und als Messias bekennen würde!

In der Folgezeit drohte sich die Bewegung fast an der Frage zu spalten, ob der Rebbe tatsächlich gestorben oder ein leerer Sarg bestattet worden wäre. Langsam setzte sich eine Lesart durch, wonach er zwar körperlich gestorben und begraben, spirituell aber präsent geblieben sei. Entsprechend bleibt er weiter „im Amt“ und statt eines Nachfolgers führt ein Rabbinerrat die Bewegung weiter. Auch wird die Frage inzwischen „offen gelassen“ – von kleinen messianischen und antimessianischen Abspaltungen abgesehen gilt in der Chabad der Konsens, wonach der Rebbe der Moschiach sein „könnte“, unbesehen davon aber das Engagement in guten Taten zur **Tikkun Olam**, hebräisch etwa „Reparatur der Welt“, fortgesetzt werden sollte.

Innerjüdisch setzten Aspekte des Chabad-Messianismus umgehend Debatten in Gang, inwiefern der Glauben an einen im Verborgenen lebenden bzw. körperlich gestorbenen Messias noch jüdisch sei. Dahinter standen nicht nur die negativen Erfahrungen mit den messianischen Bewegungen der Sabbatianer und Frankianer, sondern natürlich auch die Frage der Abgrenzung zum Christentum, das ja bereits einen verstorbenen Rabbiner als Gottes Sohn und kommenden Messias verkündet. Manche gerade auch haredisch-antizionistische Stimmen warfen Chabad vor, mit dieser Haltung geradezu aus dem Judentum ausgetreten zu sein; andere betonten dagegen, dass sie zwar diese Art der Verehrung des Rebbe nicht teilten, halachisch aber kein Verbot gegen eine solche Messiashoffnung bestünde.

Zugleich ist mit all dem, so hoffe ich, auch deutlich geworden, warum die Festlegung der „Mitgliederzahl“ der Chabad-Bewegung nahezu unmöglich ist. Berücksichtigt man „nur“ die schnell wachsende Zahl der Schluchim und ihrer Familien, so wären einige zehntausend Mitglieder zu zählen. Zählt man darüber hinaus modern-orthodox lebende Jüdinnen und Juden hinzu, die sich durch Spenden und ehrenamtliches Engagement einbringen, so steigt der Umfang bereits erheblich. Berücksichtigt man auch die Zahl der weniger- bis nichtreligiösen Juden, die vereinzelt Angebote von Chabad nutzen, zum Beispiel ihre Kinder zu Religionsunterricht und Freizeiten anmelden und Spenden beisteuern, so könnte eine Million noch zu schwach gegriffen sein.

Selbst das sonst stärkste Unterscheidungsmerkmal zwischen haredischen und nichtharedischen Strömungen des Judentums – die Haltung zu säkularem Weltwissen – greift bei Chabad nicht richtig: Auch sie betont die überragende Bedeutung religiösen Wissens, steht aber daneben auch dem Erwerb anderer Sprach- und Fachkenntnisse positiv gegenüber. Männer und Frauen mit einer nur religiösen Bildung wirken hier mit Ingenieuren und Universitätsprofessorinnen zusammen.

Chabad bildet im Kontext des Judentums eine ganz eigene Organisationsform als Bildungs- und Freiwilligkeitsbewegung, die einige strukturelle Ähnlichkeiten mit christlich-frühpietistischen Strömungen und der islamischen Gülen-Bewegung aufweist. Zum jetzigen Zeitpunkt befindet sich Chabad weiterhin auf einem Kurs dynamischen Wachstums und dürfte also nicht nur die Außenwahrnehmung des Judentums im 21. Jahrhundert maßgeblich mitprägen: Thoratreu, aber weltzugewandt, national, aber staatsfern, voll messianischer Hoffnung, aber auch deswegen respektvoll gegenüber anderen Religionen.

*Eine Gruppe von Chabad tanzt einen „Hip Hop Chanukka“ in Toronto, Kanada.*
*Bild: Magen Boys, 2010*

### 3.3 Die Mitnagdim

In Kapitel 2.0 war noch von der hohen „Evolvierbarkeit“ des rabbinischen Judentums die Rede gewesen – die nicht zuletzt darauf zurück zu führen sei, dass es zu praktisch jeder erfolgreichen Strömung auch immer mindestens eine Gegenvariante gegeben habe. Müsste demnach nicht auch die schnelle Ausbreitung des Chassidismus zu einer Gegenbewegung geführt haben?

Müsste – und hat auch.

Als sich Geschichten über ekstatisch Feiernde und teilweise neue Rituale praktizierende, ihre Rabbiner über Gebühr verehrende Juden und Jüdinnen ausbreitete, stellte sich ihnen der angesehene polnisch-litauische Rabbiner **Elijah Ben Salomon Salman**, genannt der **Gaon von Wilna** (1720 – 1797) entgegen. Er wies nicht nur die „Neuerungen“ der Chassidim schroff zurück, sondern verhängte den Bann über sie, erklärte von ihnen geschächtetes Fleisch für **treif** (nicht koscher, verboten) und verbot Eheschließungen mit ihnen. Sogar ein Buch Baal Schem Tows ließ er 1794 öffentlich verbrennen! Die Synagogengemeinden der Region schlossen sich ihm an und wurden fortan die **„Mitnagdim“** (die Verneinenden, Gegner) genannt. Die Chassidim mussten sich beugen oder wurden ausgeschlossen.

*Ein Porträt des Gaon von Wilna, 19. Jahrhundert.*

Die Mitnagdim beschränkten sich jedoch nicht einfach auf ein „Nein“, sondern erkannten sehr wohl, dass ihre Gemeinden neue Antworten suchten, Reformbedarf bestand. Hatten die Chassidim dazu auf kabbalistisch-mystische Elemente zurückgegriffen und die Bedeutung des lehrenden Rebbe angehoben, so wählten die Mitnagdim eine andere Variante: Sie erneuerten die traditionelle Bildungsarbeit und stärkten die Institutionen.

1802 eröffnete in **Woloschin**, heute Weißrussland, eine erste **Yeshiva** (Religionsschule) neuen Typs: Nicht mehr der einzelne, lehrende Rabbiner, sondern ein Lehrplan stand im Mittelpunkt, die noch unverheirateten Studierenden erhielten ein Stipendium und bildeten eine Lern- und Lebensgemeinschaft. Dieser institutionelle Ansatz breitete sich rasch aus und wurde schließlich auch von anderen jüdischen Strömungen übernommen. Hinzu kamen später die ebenfalls bis heute bestehenden **Kollel** (Schulen für bereits verheiratete Studierende) und später je entsprechende Mädchenschulen.

Nicht mehr nur das direkte Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern, sondern der Zugang zu Institutionen und formalisierten Bildungsabschlüssen machte fortan den Mitnag, entsprechend wurden auch Lehrpositionen seltener an Söhne vererbt.

Als die jüdische Haskala und der Assimilationsdruck der Regierungen die haredischen Strukturen zunehmend bedrängten, rückten Mitnagdim und Chassidim gegen diese neuen Gefahren wieder zunehmend zusammen – die Chassidim übernahmen mitnagdische Bildungsformate, die Mitnagdim öffneten sich gegenüber wenigen mystischen Elementen und stärkten die Rolle ihrer Rabbis. Heute gibt es einige Strömungen, die sogar gemeinsame Schulen betreiben. Der Schulleiter der Yeshiva von Woloschin entschied 1892 sogar, sie zu schließen, statt säkulare Bildungsinhalte in den Lehrplan aufzunehmen, wie es die Regierung gefordert hatte!

Bis 1930 hatten mehrere mitnagdische Yeshivot ihren Schulbetrieb aus Osteuropa ins Heilige Land verlegt und dort kleine Gemeinschaften gebildet. Rabbiner **Abraham Yeshayahu Karlitz** (1878 – 1953), genannt der „Hazon Ish“ eröffnete um 1942 in Bnai Brak die erste Kollel für bereits verheiratete Männer und etablierte damit dieses neue, haredische Bildungsideal im entstehenden Israel. Die Befreiung vom Wehrdienst wurde zunächst diesen Kollel-Studenten gewährt, die ein vermeintlich untergehendes, jüdisch-osteuropäisch Erbe pflegten.

Die haredischen Schulen der Mitnagdim vermochten nicht nur kinderreiche Familien zu fördern und zu binden, sondern sprachen auch jüdische Zuwanderer nach Israel an – von denen viele mit knapper Not dem Tod entronnen waren und sich nun neu auf die Suche nach religiösen Antworten und ihrer jüdischen Identität machten. Zwar werden die Mitnagdim auch noch häufig als „Litauer“ bezeichnet, doch haben sie keinen Zentralrabbiner und keine starken Dynastien, sondern meist mehrere mehr oder weniger weit anerkannte **Gedolim** (Große Thoragelehrte). Einige mitnagdische Strömungen haben sich in Richtung moderner Orthodoxie entwickelt, andere am haredischen Weg der strikten Absonderung festgehalten.

Dem begabten Netzwerker Rabbi **Eliezer Menahem Man Shak** (1898 – 2001) gelang es immerhin, mit eigenen Zeitungen, einer Kaschrut-(Koscher-Zertifizierung)-Stelle und der politischen Partei **Degel HaTorah** („Banner der Thora“) eine Art haredisch-mitnagdischen Dachverband zu gründen.

Während sich Shak dabei schroff gegen die Chabad-Bewegung abgrenzte, befürwortete er strategische Allianzen mit haredischen Chassidim. Heute kandidieren und arbeiten Knesset-Abgeordnete beider aschkenasisch-haredischen Richtungen im demografisch erstarkenden Parteienbündnis Yahaduth HaTorah (Vereinigtes Thora-Judentum) zusammen. [7, 37 – 43]

Die Dezentralität und Verneinung von nicht-traditionellen Strömungen hat bei einigen Mitnagdim jedoch auch zur schärfsten Ablehnung des Zionismus und des Staates Israel geführt. Schon 1935 gründete sich die **Neturei Karta** (talmudisch: „Wächter der Stadt“), die dem Zionismus und jeder mit Zionisten zusammen arbeitenden Gruppe vorwarf, gegen Gottes Gebote zu verstoßen und die Fehler zu wiederholen, die bereits zur Zerstörung des Zweiten Tempels geführt hätten (vgl. Kap. 1.2). Entsprechend erkannte die kleine, aber ebenfalls wachsende Gruppe die Entstehung des Staates Israel nicht an und solidarisierte sich konsequent mit palästinensischen und generell islamischen Autoritäten.

So verkündet sie in ihrem „Berliner Manifest des wahren und religiösen Judentums“:

*„Unsere Heilige Thora verbietet es ausdrücklich, einen eigenen Staat wo auch immer auf der Welt während dieser Zeit des Exils zu errichten oder mit Gewalt gegen ein anderes Volk vorzugehen. Vor allem jedoch nicht in Palästina! Die zionistisch-nationalistische Ideologie ist nicht nur eine Leugnung der fundamentalen Lehren der Thora bezüglich unseres Exils sowie der Erlösung der gesamten Menschheit. Nein, diese Ideologie in all ihren Schattierungen drückt auch einen Frontalangriff auf das Judentum als solches aus und gleichgültig wer diese Ideologie und ihren Staat unterstützt oder fördert, macht sich an der Vernichtung der jüdischen Religion und somit des jüdischen Volkes mitschuldig. Ständige Spannungen mit anderen Nationen braucht der Zionismus, um sich rechtfertigen und vor der Welt legitimieren zu können. Zionismus und Antisemitismus sind zwei Seiten ein und derselben Medaille.“*

*Demonstration von Neturei Karta-Aktivisten in London, 2006. Foto: Brian Naughton*

Für Aufsehen sorgten Begegnungen von Neturei Karta-Delegationen mit dem damaligen, iranischen Präsidenten **Mahmud Ahmadinedschad**, darunter auch der Besuch einer Konferenz gegen das Holocaust-Gedenken. Innerhalb des Judentums fast völlig isoliert und von den Medien wenig beachtet, profitiert die extrem-haredische Gruppe in letzter Zeit gerade auch von den Möglichkeiten des Internet und betreibt unter anderem einen eigenen YouTube-Kanal. In der israelischen Politik wird diskutiert, ob die Zwangs-Durchsetzung der Wehrpflicht gerade auch unter jungen Haredim zu einem weiteren Erstarken von anizionistischen Gruppen wie der mitnagdischen Neturei Karta oder der chassidischen Satmar führen könnte.

### 3.4 Sephardische Haredim

Wir haben gesehen, dass drei der vier heute „Hauptquellen“ der jüdischen Ultraorthodoxie unter den vor allem osteuropäischen Aschkenasim entsprangen – die durch Jahrhunderte der Diskriminierung und zeitweise auch Verfolgung gegangen waren und wiederum Zeit und Strukturen fanden, sich gegen den „Ansturm“ der jüdischen Aufklärung (Haskala) und der Nationalbewegung des Zionismus zu wappnen.

Ihre sephardischen Glaubensgeschwister von Nordafrika bis Indien waren von diesen Verwerfungen nicht in gleicher Weise betroffen. Wenn sie auch selten wirklich gleichberechtigte Bürgerinnen und Bürger waren und durchaus auch Diskriminierungs- und Verfolgungskampagnen durch die umgebenden Mehrheiten erfuhren, so war es ihnen in der islamisch geprägten Welt doch insgesamt besser ergangen war als den Aschkenasim in Europa. So hatten schon jüdische Flüchtlinge aus dem katholischen Spanien des 15. und 16. Jahrhunderts im Osmanischen Reich Aufnahme gefunden, dessen Sultan sich darüber mokiert haben soll, warum die christlichen Könige so rechtstreue Untertanen außer Landes trieben. Auch während der NS-Herrschaft fanden Juden Zuflucht unter anderem in der Türkei und auch in entfernten Regionen wie Shanghai in China, während viele Flüchtlinge in Ländern wie den USA oder der Schweiz abgewiesen wurden.

Auch entfalteten sich die wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen, die die „westliche Welt“ im 19. und 20. Jahrhundert umwälzten und in die dynamischsten Entwicklungssprünge, aber auch größten Kriege der Weltgeschichte stürzte, in den Gesellschaften der Sephardim allenfalls verzögert und abgeschwächt. Entsprechend brauchen auch ihre jüdischen Gemeinden kaum an ideologischen Fragen auseinander, sondern blieben strukturelle „Einheitsgemeinden“. Die sich darin entwickelnde Balance darin lautete: Die Rabbiner und ihre Familien haben ein Anrecht auf Respekt und auch finanzielle Unterstützung durch die Gemeinde und dafür ein traditionelles, frommes Leben zu führen. Sie dürfen und sollen lehren, aber das Leben ihrer Mitglieder nicht darauf kontrollieren, ob und wie viele der Gebote diese wirklich einhalten.

Die Gründung des Staates Israel und der siegreiche Unabhängigkeitskrieg beendeten die Blüte des sephardischen Judentums in fast allen islamisch geprägten Ländern. Während etwa 700.000 Palästinenser vor den vorrückenden israelischen Truppen in der bis heute so genannten **Nakba** (arabisch „Katastrophe“) flohen, richtete sich der – nicht selten sogar staatlich geschürte – Zorn von Muslimen und Arabern gegen die jüdischen Gemeinden. Es kam nicht nur zu Demonstrationen und Diskriminierungen, sondern auch zu gewaltsamen Übergriffen und blutigen Vertreibungen – in der oft so genannten „jüdischen Nakba“ verloren alleine von 1948 bis 1970 rund 800.000 Jüdinnen und Juden ihre vor allem arabische Heimat. In einigen Ländern blieben kleine jüdische Gemeinden zurück, in anderen Fällen erloschen durch die Auswanderung jahrhunderte-, manchmal jahrtausendealte Traditionsgemeinden.

Manchen der Fliehenden gelang es, in die USA oder nach Europa umzusiedeln – doch der einzige Staat der Welt, der bereit war, Juden in unbegrenzter Zahl aufzunehmen und ihnen auch gleich die Staatsbürgerschaft zu verleihen - war Israel.

Und so kamen sie in großer Zahl und aus den vielen, oft von der israelischen Mehrheit skeptisch beäugten regionalen Identitäten beispielsweiser tunesischer, irakischer, iranischer und indischer Juden bildete sich eine erneuerte, sephardische Dachidentität.

Rechtlich waren die Sephardim den Aschkenasim dabei gleichgestellt, bis hin zur Bestellung eines eigenen, israelischen Oberrabbiners. Doch faktisch waren die Bedingungen von Anfang an höchst ungleich: Die meisten säkularen Aschkenasim hatten nicht nur einen beruflichen Vorsprung von mehreren Jahren, sondern auch eine formal viel höhere Bildung als die meisten säkularen Sephardim. Die religiösen Aschkenasim verfügten ebenfalls bereits über ein Netz religiöser Einrichtungen und Schulen, kaum aber die Sephardim.

Auch die internationale Unterstützung verteilte sich ungleich: Aschkenasische Familien und Werke konnten oft auf Spenden und Zuweisungen durch die US-amerikanische und europäische Diaspora, aber auch z.B. auf bereits erworbene Renten- und Entschädigungsansprüche zählen. Die Sephardim hatten dagegen aus ihren Herkunftsländern keinerlei Unterstützung zu erwarten, im Gegenteil: Oft mussten sie noch die Ausreise verbleibender und bedrohter Angehöriger finanzieren.

Auch psychologisch war die Situation der Sephardim nicht leicht: Während sich die (nicht-haredischen) Aschkenasim als unwahrscheinliche Sieger über Hitler und im Unabhängigkeitskrieg erzählen konnten, waren die Sephardim von dem Staat aufgenommen worden, aufgrund dessen Gründung sie verfolgt und vertrieben worden waren. Sollten sie dies der israelischen Öffentlichkeit vorhalten? Oder sich möglichst leise einfügen und nach und nach mit ihrer neuen Heimat identifizieren?

Entsprechend formten die häufig durch Vertreibung und Heimatverlust traumatisierten Sephardim innerhalb des israelischen Judentums zunächst – und zum Teil bis heute – ein Selbstverständnis als Unterschicht: Sie hatten die schlechteren Bildungsabschlüsse und Berufe, wurden „gnadenhalber“ in aschkenasischen Schulen aufgenommen und waren auch politisch und kulturell kaum repräsentiert. Eine selbstbewusst-säkulare, sephardische Freundin mit Universitätsabschluss formulierte mir gegenüber die langfristigen Folgen dieser Entwicklung einmal so: *„Die meisten von uns sephardischen Frauen würden es nicht zugeben, aber wir träumen heimlich gerne von einem guten, aschkenasischen Ehemann, der uns in die höhere Gesellschaft einführt. Wir wollen endlich dazu gehören!“*

Auch die Integration der sephardischen Religiösen in die haredische Landschaft verlief nicht bruchlos. Zwar öffneten viele mitnagdische und chassidische Einrichtungen – mit einigem Erfolg jene von Chabad – ihre Türen für Sephardim, doch war es keine Beziehung auf Augenhöhe: Die Aschkenasim lehrten schließlich ihr Judentum als „das Richtige“, meist hatten Sephardim große Teile ihrer Bräuche in Sprache, Kleidung, Religion und Umgangsformen aufzugeben oder anzupassen. Und selbst wenn sie entsprechende Bildungsabschlüsse erworben hatten, hieß das noch nicht, dass sie auch die gleichen Chancen auf angesehene Ehepartner und berufliche Positionen wie ihre aschkenasischen Kommilitonen gehabt hätten. Widerstand und durchaus gegenseitige Ressentiments zwischen – so der Vorwurf - „diskriminierenden“ Aschkenasim einerseits und den – so der Gegenvorwurf – „undankbaren“ Sephardim wuchsen auch im haredischen Sektor.

Diesen „Druck im Kessel“ erkannte der aus dem Irak stammende und zeitweise auch als Oberrabbiner in Ägypten wirkende, sephardische Rabbiner **Ovadja Josef** (1920 – 2013). Nachdem er von 1973 bis 1983 eine erste Zehn-Jahres-Amtszeit als sephardischer Oberrabbiner in Israel abgeleistet hatte, wurde er zum religiösen Aushängeschild der von sephardischen **Schas**-Partei, die zunächst als kommunale Wahlliste in Jerusalem startete, schnell aber auch in die Knesset einzog.

*Der sephardische Rabbiner Ovadja Josef. Foto: Michael Jacobson, 2006*

In gewisser Hinsicht griff die Schas das klassische Modell sephardischer Gemeinden auf: Dem Rabbiner wurde Achtung und Unterstützung gezollt, im Gegenzug verzichtete er auf eine allzu strenge Kontrolle der Lebensführung. Nicht nur religiös-orthodoxe, sondern auch konservativ, liberal, ja nichtreligiös lebende Sephardim strömten der Schas zu und sie erreichte bald eine Wählerbasis, die von frommen Juden in dunklen Mänteln bis zu Bildungsaufsteigerinnen in kurzen Röcken reichte. Ein Netz eigener Medien wurde ins Leben gerufen und ab 1988 erfolgte auch der Aufbau eines eigenen, sephardischen Schul- und Freizeitsystems.

Die aschkenasischen, vor allem auch aschkenasisch-haredischen Institutionen reagierten geschockt, viele fühlten sich verraten. Der bis dahin führenden, haredischen Partei Agudat Israel brach durch den Übergang zu Schas ein erheblicher Teil ihrer Wähler, Mitglieder und Funktionäre weg. Aschkenasische Schulen bekamen es plötzlich mit sephardischen Konkurrenten zu tun, deren Planer, Direktoren und Lehrkräfte von den etablierten Institutionen übernahmen, was ihnen sinnvoll erschien. Ab 1992 gehörte Schas als Koalitionspartner mehreren Regierungen an – was auch deswegen möglich war, weil sie zunächst kaum ein eigenes politisches Projekt außer der Unterstützung und Stärkung ihrer sephardischen Anhängerschaft verfolgte.

Rabbi Josef verband dabei Zeit seines Lebens zwei Linien, die so lange widersprüchlich erscheinen, wie sie nicht zusammen gesehen werden: Er vertrat 1. innerhalb des orthodoxen Judentums vergleichsweise „liberale“ Positionen und erlaubte beispielsweise Frauen das Tragen von Hosen, erkannte afrikanische Juden als sephardische Juden an und bejahte die Zusammenarbeit mit und das Steuerzahlen für den Staat Israel. Damit ging aber 2. eine scharfe Polemik gegen Nicht-Sephardim einher, die immer wieder gezielt polarisierte und noch vorherrschende Minderwertigkeitsgefühle in der Anhängerschaft kompensierte.

So ließ er die aschkenasischen Frommen wissen, dass das sephardische Judentum das „wahre Judentum“ sei. Damit durchaus verbunden, lehrte er, dass Gott den Holocaust (hebräisch: die Schoa) zugelassen habe, da die (ganz überwiegend aschkenasischen!) Opfer „wiedergeborene Sünder“ gewesen seien. Mit dem Schas-Slogan *Lehakhzir Atara Leyoshna – „Den Glanz der Krone wiederherstellen“* – war ein aggressiver Anspruch auf Anerkennung, ja Dominanz verbunden.

Entsprechend bekamen nicht nur die Aschkenasim und konkurrierende Geistliche und Politiker, sondern auch Nichtjuden die scharfen Ansagen des Rabbiners um die Ohren: Palästinenser bezeichnete er pauschal als „Übeltäter und Schlangen“ und betete auch schon mal dafür, dass Palästinenserpräsident Mahmud Abbas und „alle Palästinenser“ von der „Pest befallen“ werden sollten. Überhaupt seien die Nichtjuden, so der Rabbi, nur deshalb geschaffen worden, „um den Juden zu dienen.“

Jede dieser Äußerungen löste schockierte und empörte Reaktionen nicht nur in Israel, sondern auch weit darüber hinaus aus – und stärkte damit die Wahrnehmung und Rolle des Rabbiners. Damit scharte er nach Anerkennung und Aufstieg hungernden Sephardim über Jahre hinweg hinter sich und verhinderte den Aufstieg sowohl religiöser wie säkularer Konkurrenten, die sich durchaus formierten.

Die Tragik einer solchen Bewegung „ethnischen Stolzes“ ist jedoch, dass sie sich schließlich selbst abzuschaffen droht. Die Verknüpfung politischer, religiöser und wirtschaftlicher Angebote begünstigte Korruptionsskandale, die die Schas-Partei immer wieder erschütterten. Auch immer mehr Sephardim, denen der Ein- und Aufstieg in die israelische Gesellschaft bereits gelungen war, empfanden die sich steigernden Ausfälle „ihres“ Rabbiners als zunehmend unangemessen. Anderen, die sich oft gemeinsam mit Aschkenasim in haredische Richtungen entwickelt hatten, erschienen dagegen seine religiösen Entscheide als zu liberal. Mit 8,75% der Stimmen und elf Sitzen ließ Schas zwar auch bei der Wahl 2013 das aschkenasich-haredische Parteienbündnis erneut hinter sich. Der relative Stimmenzuwachs von gerade einmal 0,26% gegenüber 2009 blieb aber weit hinter den Erwartungen. Mit der sinkenden Bindekraft der Schas wächst aber wiederum auch der Anreiz für verschiedenste aschkenasische Anbieter, sich verstärkt für Sephardim zu öffnen.

Als Rabbiner Josef am 7. Oktober 2013 starb, versammelten sich zu seiner Beerdigung mehr Menschen als jemals in der israelischen Geschichte; selbst zur Bestattung des von Nationalreligiösen ermordeten, israelischen Premierministers Jitzchak Rabin (1922 – 1995) sollen weniger Menschen geströmt sein.

So etwas wie ein „natürlicher Nachfolger“ hat sich unter den sephardischen Geistlichen bislang nicht gefunden, stattdessen driften auch hier die Positionen zunehmend auseinander. Mit hoher Wahrscheinlichkeit dürfte sich Schas also langsam von einer ethnisch-übergreifenden zu einer haredisch-religiösen Partei zurück verwandeln, die ihre fromme Wählerschaft bedienen und dafür säkulare und liberale Milieus langsam aufgeben muss. Während die traditonell religiös pragmatischeren Positionen der sephardischen Haredim auch einige aschkenasische Strömungen beeinflussen dürften, dürften besonders strenge chassidische und mitnagdische Gruppen ihre Abgrenzungen weiter verstärken.

## 4.0 Wird die Zukunft orthodox?

Am 21. November 2013 berichtete die *Jüdische Allgemeine,* dass die demografischen Verschiebungen innerhalb des Judentums längst sichtbare Auswirkungen angenommen haben: *„Konservative und Reformgemeinden vermieten ihre leeren Räume an die Orthodoxie. […]*

*Marla Topp von der Judea-Mizpah-Synagoge in Skokie, Illinois, braucht keine offiziellen Zahlen, um zu wissen, dass die Reformgemeinden in Schwierigkeiten sind und die Orthodoxie an Boden gewinnt. Sie muss nur einen Blick in ihre Synagoge werfen: Vor ein paar Monaten hat ihre Gemeinde damit begonnen, ungenutzte Räume an eine orthodoxe Schule zu vermieten, deren Schülerzahl stark gewachsen ist."* [Ausg. 47/13, S. 6]

Liberalere Jüdinnen und Juden haben deutlich niedrigere Geburtenraten, sehr viel höhere Raten an Ehen mit Nichtjuden und eine geringere Bleiberate der Kinder in den Religionsgemeinschaften – alles zusammen führt zu einem starken Schrumpfen der Gemeinden. Wo diese aber zusehends überaltern, bleiben auch weitere junge Leute weg – ein Abstiegswirbel, der in den USA und Europa bereits ganze liberale und konservative Dachverbände erreicht hat. Dagegen wachsen die Gemeinschaften der streng Religiösen vor allem durch Kinderreichtum und vereinzelt durch Konversionen teilweise exponentiell. Inzwischen zeichnet sich weltweit ab: Das Judentum des 21. Jahrhunderts wird zunehmend (ultra-)orthodox werden.

Besonders sichtbar und konfrontativ findet diese Entwicklung in Israel selbst statt. Nach jedem Besuch des jungen Staates und der Palästinensergebiete mit oft intensiven Begegnungen und Gesprächen wird mir wieder bewusst: Es gibt kleinere Länder mit wirklich großen Problemen, gegenüber denen die Probleme eines großen Landes wie Deutschland wirklich klein wirken. Und die Situation vor Ort ist auf beiden Seiten der wachsenden Mauer so komplex, dass vermeintlich einfache Rezepte und simple Identifikationen mit der einen oder anderen Seite meist gnadenlos an der Realität vorbei schrammen.

Für die erstarkenden nationalreligiösen und dabei oft unverhohlen rassistischen Positionen auf israelischer Seite habe ich ebenso wenig Sympathien wie für palästinensische Politiker und Mafiosi, die sich auf Kosten ihres Volkes längst gut eingerichtet haben, die Wut der Menschen auf in- und ausländische Sündenböcke abzuleiten versuchen und in Wirklichkeit gar keinen eigenen Staat mit regelmäßigen freien Wahlen und einer funktionierenden Justiz mehr anstreben.

Es gibt zwar auf allen Seiten auch bewundernswerte Idealisten, aber ein Großteil der so genannten „Friedensgespräche" auf internationaler Ebene dient eher der Bespielung der jeweiligen Zuschussgeber als der wirklichen Lösung von Problemen. Viel zu viele Menschen und mächtige Institutionen sowohl auf arabischer wie israelischer Seite profitieren schlichtweg vom Andauern des Nahostkonfliktes und sabotieren daher gezielt und gerne auch gemeinsam jeden echten Brückenbau. Die große Mehrheit der Bevölkerung auf beiden Seiten, die von einem fairen Frieden profitieren würden, bleibt traumatisiert von Krieg und Vertreibungen und gefangen in den gezielt geschürten Ängsten und Vorurteilen gegenüber „den Anderen".

Jede Öffnung, jede Annäherung, jeder wirklich offene Dialog, wie ihn vor allem mutige junge Leute immer wieder versuchen, kann da schnell den gefährlichen Vorwurf des „Verrates“ mit sich bringen.

Nur in vertraulichen Gesprächen wagen es Vertreter aller Seiten inzwischen auszusprechen, dass es für eine Zwei-Staaten-Lösung des Nahostkonfliktes schon bald zu spät sein könnte; vielleicht gar schon zu spät ist. Aber wer kann sich ein friedliches und gleichberechtigtes Zusammenleben von Juden, Christen, Muslimen, Anders- und Nichtglaubenden im Heiligen Land derzeit vorstellen? In einem Umfeld der Angst haben es Fantasie und Mut schwer; stets erscheint „der Andere“ übermächtig zu sein.

Ein bekannter israelischer Witz bringt den Zustand auf den Punkt. Demnach findet Jossele seinen Freund Moshe bei der Lektüre einer arabisch-nationalistischen Zeitung. *„Moshe, bist Du verrückt!? Unser Land ist in größten Schwierigkeiten, vieles kaputt – und Du liest so eine antisemitische Zeitung?“ – „Ach Jossele, gerade darum!“, erklärt Moshe. „Hier steht, dass wir Juden angeblich alles im Griff haben, die Wirtschaft, die Politik, die öffentliche Meinung, alles, weltweit. So gute Nachrichten finde ich in unseren eigenen Zeitungen nie!“*

Der demografische Aufstieg der Haredim gehört zu den Faktoren, die sich der Kontrolle aller Regierungen entzogen haben und weiter entziehen. Bei der Gründung des Staates Israel bildeten sie etwa ein Prozent der Bürgerschaft, derzeit sind es rund 14 Prozent, um 2020 werden es voraussichtlich 17 Prozent sein, in der Jahrhundertmitte könnten sie die Mehrheit bilden. Denn zusätzlich zu den immer weiter auseinander klaffenden Geburtenraten der säkularen und haredischen Jüdinnen und Juden ist der Zustrom säkularer Juden nach Israel zunehmend versiegt – stattdessen entscheiden sich immer mehr gerade auch gebildeter, leistungsbereiter und häufig auch gesellschaftlich toleranter Israelis zur Ausreise.

In amerikanischen und europäischen Großstädten und nicht zuletzt in Berlin haben sich längst lebendige Szenen von Israelis gebildet, die ihren Lebensmittelpunkt auf Zeit oder dauerhaft verlegt haben. Und auch Zweit-Staatsangehörigkeiten werden „für den Fall der Fälle“ zunehmend gesucht. Mit den verzweifelten Demonstrationen gerade auch der schrumpfenden Mittelschichten ab dem Sommer 2011 rückte die zunehmend schwierige Situation des Landes erstmals in den öffentlichen Blickpunkt.

So tragen die arbeitenden Israelis als Steuer- und Abgabenzahler nicht nur exorbitant hohe Kosten für ihre hochgerüstete Armee und für die Unterstützung teilweise aggressiver Siedlungsprojekte, sondern auch für Sozialleistungen und Zuweisungen an die beiden kinderreichen, wirtschaftlich schlecht eingebundenen Gruppen der israelischen Araber (ca. 3 bis 4 Geburten pro Frau) und der Haredim (ca. 7 Geburten pro Frau).

Die israelischen Araber leiden dabei noch immer häufig unter Diskriminierungen vor allem im Bildungssystem und halten gleichzeitig auch noch oft an Familienbildern fest, die Bildungs- und Berufsaufstiege für Frauen nicht vorsehen. Entsprechend häufig sind sie von Arbeitslosigkeit und Armut betroffen. Erst in den letzten Jahren hat die israelische Regierung begonnen, Programme ins Leben zu rufen, um die Integration ihrer arabischen Staatsbürger in das Bildungssystem und den Arbeitsmarkt zu verbessern – und selbst diese zaghaften Versuche treffen auf nationalistischen und teilweise rassistischen Protest. [15, 226 – 232]

Noch schwieriger sieht die Situation mit Bezug auf die Haredim aus. Ein Vortrag eines israelischen Kollegen des interdisziplinären Taub Center in Jerusalem verdeutlichte dabei Querwirkungen, die in der internationalen Öffentlichkeit noch kaum durchgedrungen sind: Demnach haben die seit Jahren zugunsten der anderen Ausgaben vernachlässigten Investitionen in innerisraelische Verkehrs- und Infrastrukturprojekte eine unbeabsichtigte Fernwirkung – Menschen mit Arbeitsplätzen in den großen Städten haben oft kaum Möglichkeiten, aus dem Umland einzupendeln, sondern müssen Wohnungen im Stadtgebiet suchen. Die dadurch immer weiter steigenden Wohnungs- und auch Mietpreise zusätzlich zu den bereits erwähnten Steuern und Abgaben zwingen auch Doppelverdienerfamilien in die Knie und lassen den Entscheid für jedes (weitere) Kind zu einem finanziellen Abenteuer werden.

Dagegen können sich Haredim und andere Menschen, die nicht oder kaum am Arbeitsmarkt teilhaben, außerhalb der Stadtzentren in günstigem Wohnraum niederlassen –was den Verzicht auf Arbeitsmarktchancen mit sich bringt. Sozialleistungen und Spenden für (weitere) Kinder werden dann fast unweigerlich zu den Haupteinnahmequellen. Entsprechend werden und bleiben die Menschen in der Peripherie dann auch häufig völlig abhängig von ihren Gemeinschaften und tun sich mit einem Ausstieg oder auch nur Reformforderungen entsprechend schwer.

Diese miteinander verbundenen Entwicklungen führen zu einem vielfachen **Freiheitsverlust**: Die Haredim selbst leben zunehmend wirtschaftlich, räumlich und kulturell in einer eigenen Welt, die ihre Wahlmöglichkeiten einschränkt. Während meines Erachtens die Religionsfreiheit auch die Entscheidung für streng religiöse Lebenswege umfasst, ist es doch fraglich, ob junge Leute, Frauen und finanziell Abhängige in strengen Haredi-Gemeinschaften überhaupt alternative Lebenswege kennenlernen und abwägen können. Traditionen wie die Orientierungsphase des „Rumschpringa“ der Old Order Amish, in denen Jugendliche vor der Taufe „die Welt kosten“ sollen, haben sich bei den Haredim bislang nicht entwickelt. Und das Problem des Freiheitsverlustes verschärft sich, wo Fälle von psychischer, körperlicher und auch sexueller Gewalt auftreten, die Betroffenen aber davon abgehalten werden, sich an Polizei und Justiz zu wenden.

Inzwischen haben Selbsthilfeorganisationen wie das in New York von liberaleren, jüdischen Aktivisten gegründete „**Footsteps**“ begonnen, Informations- und Orientierungsangebote für ausstiegswillige Haredim zu schaffen. Dabei können sich die Betroffenen vertraulich besprechen und mit Sozialarbeitern beraten, einfache Rechtsberatung in Anspruch nehmen und sich über Arbeits-, Bildungs- und Wohnungsmöglichkeiten informieren. Solche Angebote halte ich für wichtig und ausbauwürdig, da sie Freiheitsrechte durch das Eröffnen von Entscheidungsalternativen erst verwirklichen.

**Beit Shemesh** – Haus der Sonne – im Umland von Jerusalem ist aber auch zum Symbol des drohenden Freiheitsverlustes für Nicht-Haredim geworden. Lange Zeit verkehrsungünstig gelegen, wurde die Stadt mit 100.000 Einwohnern schließlich zu einem Magneten für haredische Familien und Gemeinden auf der Suche nach günstigem Wohnraum. Inzwischen gehören 38 Prozent der Gesamtbevölkerung zu den Haredim – und 75 Prozent der Schulkinder. Nicht-haredische Einrichtungen und Geschäfte der Stadt müssen mangels Kundschaft schließen.

*Das Wappen von Beit Shemesh, dem „Haus der Sonne“*

Der 2008 erstmals gewählte, ultraorthodoxe Bürgermeister Mosche Abutbul beschleunigte diese Entwicklung noch und ließ unter anderem das Freibad und die städtischen Tennisplätze schließen sowie den Bau eines Kulturzentrums stoppen.

Stattdessen wurde auch in Beith Shemesh zunehmend eine allgemeine Geschlechtertrennung in Bussen durchgesetzt (die Männer vorne, die Frauen hinten, um Berührungen zu vermeiden), die eigentlich israelischem Recht widerspricht. Dann gab es Übergriffe gegen Frauen und Mädchen, die nach Ansicht der Frommen „nicht angemessen“ gekleidet waren, sondern „zu kurze“ Röcke trugen oder durch die Stadt zu joggen wagten.

Auch eine Großdemonstration nicht-haredischer Juden gegen die Übergriffe nach einem Aufruf des Staatspräsidenten konnte am demografischen Umkippen der Stadt nichts mehr ändern, so dass sich schließlich alle nicht-haredischen Parteien der Stadt (und sogar einer neuen Kleinpartei **Tov** der „arbeitenden Haredim“) auf einen gemeinsamen Bürgermeisterkandidaten für 2013 einigten. Zunächst schien es, als habe Abutbul dann im Oktober sein Amt knapp verteidigt – inzwischen ermittelt aber die israelische Staatsanwaltschaft wegen Hinweisen auf möglicherweise massiven Wahlbetrug. Und während die haredische Bevölkerung exponentiell weiter wächst, verlassen nicht-haredische Israelis in Scharen die Stadt.

Große Hoffnungen setzen viele Israelis in die inzwischen auch auf Ultraorthodoxe ausgedehnte **Wehrpflicht**, hatte doch die israelische Armee in der Vergangenheit großen Anteil an der Formierung einer gemeinsamen, nationalen Identität.

Doch noch immer zögert die Regierung mit der Durchsetzung der Einberufung und stellt haredische Gemusterte weiterhin frei. Und tatsächlich führte schon die Verhaftung eines nicht zur Musterung erschienenen Haredi durch die israelische Militärpolizei in Jerusalem zu wütenden Straßenschlachten.

Für die meisten Haredim stellt der Waffendienst für den nicht vom Messias begründeten Staat Israel einen direkten Verstoß gegen talmudische Gebote dar. Hinzu käme die Pflicht, die traditionellen Kleidungsregeln zugunsten von Uniformen zu brechen sowie an der Seite von Soldatinnen und unter dem Befehl von Offizierinnen zu dienen. Auch ahnen die haredischen Rabbiner, dass ein erheblicher Teil der jungen Männer und Frauen nach dem Armeedienst auf den Geschmack gekommen sein dürfte, ein selbständigeres Leben zu führen. Kompromissbereitschaft ist hier daher kaum zu erwarten.

Der Religionsvergleich etwa zu den bereits geschilderten Old Order Amish oder Hutterern in den USA zeigt, dass eine zwanghafte Durchsetzung der Wehrpflicht gegen religiös fromme Gruppen kaum durchzusetzen war. Tatsächlich hatten gerade auch die Amish die Überfahrt in die USA unternommen, weil ihnen Napoleon die Befreiung vom Armeedienst verweigert hatte.

Über Jahrzehnte hinweg versuchte dann das US-amerikanische Militär erfolglos, den Widerstand der Mitglieder von pazifistischen „Friedenskirchen“ durch Geld- und Haftstrafen, Schulungen, Versetzungen fern der Heimat, Demütigungen und schließlich Arbeitslager zu brechen. Es gelang nicht und führte nur zu Empörung und Entfremdung vieler Menschen von ihrem Staat. Und die Amish und Hutterer waren dabei überzeugte Pazifisten, die sich etwa einer Verhaftung nicht mit Gewalt widersetzen durften – was für die Haredim so nicht gilt.

Einen anderen Ansatz erprobt die israelische Armee seit 1999 mit einer eigenen, haredischen Einheit, dem **Netzah Yehuda Bataillon**, kurz auch **Nardal Haredi** genannt. Den bei Jenin stationierten, inzwischen rund 1000 Freiwilligen der Einheit wird die möglichst weitgehende Achtung religiöser Gebote zugestanden: Sie dürfen Kippot und Schläfenlocken behalten, das Essen ist glatt koscher, Zeitfenster für Gebete, Gottesdienste und Thorastunden werden zur Verfügung gestellt und außer den Ehegattinnen von Armeeangehörigen ist allen Frauen – also auch Soldatinnen und Offizierinnen – der Zugang zum Lager untersagt. Doch während antizionistische Haredim auch dieses „Lockangebot“ des israelischen Staates weiterhin verdammen, hegen säkulare Israelis bei einer Ausweitung dieses Ansatzes Befürchtungen. Würde eine solche Struktur nicht die Rolle der israelischen Frauen in Öffentlichkeit und Armee wiederum zurückwerfen? Und könne wirklich sichergestellt sein, dass haredische Einheiten im Konfliktfall den Befehlen eines säkularen Generals eher folgen würden als den Anweisungen eines geachteten Rabbiners?

*Screenshot von der [Homepage des **Nahal Haredi**-Battalions]() der israelischen Armee. 05.12.2013*

Zweiseitig entwickelte sich auch die Integration haredischer Parteien in die **Politik**. Einerseits haben einige haredische Politiker und besonders Knesset-Abgeordnete einigen Dialog zwischen der israelischen Mehrheit und haredischen Minderheit zustande gebracht – die Kenntnisse voneinander sind gewachsen.

Doch die schnell wachsende Wählerschaft der haredischen Parteien führt auch dazu, dass Koalitionsregierungen ohne haredische Partner von Wahl zu Wahl immer schwerer zu bilden sind, zumal auch die Parteien der arabischen Minderheit bislang nie in eine Regierung einbezogen wurden. Haredische Koalitionspartner aber ließen sich ihre stützenden Stimmen bislang mit dem Schutz und dem Ausbau ihrer Rechte und Zuwendungen entgelten.

Sowohl unter den Regierungschefs Benjamin Netanjahu (**Likud**) wie unter Zipi Livni (**Kadima**) zerbrachen bereits Koalitionen mit haredischen Partnern am Streit um die Höhe des Kindergeldes für kinderreiche Familie. Und schon rein demografisch ist mit einer von Wahl zu Wahl wachsenden Zahl ultraorthodoxer Abgeordneter zu rechnen.

Die wahrscheinlichsten Fortschritte ließen sich auf dem Feld der **Bildung und Kultur** machen, in der haredische Rabbiner durchaus nicht absolut herrschen. So führte die Ausbreitung des Internets dazu, dass sich heute auch junge Haredim leichter über „verbotene" Themen informieren können als jemals zuvor. Die Nervosität wurde an einer wütenden Kampagne haredischer Aktivisten gegen eine beliebte, glatt koschere Joghurtmarke deutlich, deren Hersteller es gewagt hatten, Comic-Dinosaurier auf die Packungen zu prägen. Dies führte, so beklagten haredische Rabbiner, zu „unangenehmen Fragen" mancher Kinder – und zu der Drohung ebenjener Rabbiner, dem Joghurt das Glatt Koscher-Zertifikat und damit die haredische Kundenbasis zu entziehen. Der Joghurthersteller gab schnell nach. [15, 233]

Schon geringe Dosen weltlicher Bildung im Unterricht haredischer Kinder und Jugendlicher würde deren Arbeitsmarktchancen verbessern, aber eben auch zu mehr sozialer und weltanschaulicher Unabhängigkeit der Heranwachsenden führen, was die haredischen Eliten gerade nicht wollen. Die Auseinandersetzungen um Schulpflicht, Lehrpläne und Mindeststandards für private bzw. religiöse Schulen als Grundlage staatlicher Zuschüsse gehören zu den Kern- und Zukunftsthemen der israelischen Gesellschaft. Allerdings müsste eine umfassende Reform nicht nur mutig und ausdauernd sein, sondern auch die israelisch-arabischen Schulen einschließen, die häufig noch in einem beklagenswerten Zustand sind.

Und schließlich wirft der gesamte Konflikt die zentrale Frage nach dem Verhältnis von **Religion und (National-)Staat** auf. Wird Israel ein demokratischer Staat bleiben oder sich zunehmend zu einer nationalistischen Theokratie mit immer weiter eingeschränkten Freiheitsrechten und der Diskriminierung von Frauen und Minderheiten entwickeln? Kann ein Staat überhaupt freiheitlich und demokratisch bleiben, wenn er dauerhaft ethnische und religiöse Gruppen ungleich behandelt? Machen es sich aber umgekehrt Demokratinnen und Demokraten aus der sicheren Entfernung stabiler und wohlhabender Länder mit ihren Vorschlägen nicht allzu leicht? Gäbe es eigentlich auch aus haredischer Sicht Staats- und Gesellschaftskonzepte, die Freiheit und Gleichberechtigung sowohl für Juden wie Nichtjuden, sowohl für Säkulare wie Religiöse sicherstellt? Könnte ein solches Konzept möglicherweise auch eine neue Grundlage für einen fairen Frieden zwischen Israelis und Palästinensern werden?

Dies klingt unwahrscheinlicher, als es ist: Aus haredischer Sicht hat erst der Messias den Staat Israel zu gründen oder zu vollenden. Auch orthodoxe und ultraorthodoxe Gemeinden hatten in der Vergangenheit die besten Erfahrungen mit demokratischen Rechtsstaaten gemacht und bilden auch zum Beispiel in den USA einen wachsenden Anteil der jüdischen Einwohnerschaft (mit allerdings auch schon regionalen Konflikten um günstigen Wohnraum und die Prägung von Stadtteilen). Haredim waren und sind dabei kein geschlossener Block, sondern bilden eine Vielzahl auch konkurrierender Strömungen, mit denen ein Dialog über solche Fragen teilweise möglich und sinnvoll sein kann.

So haben die fortschreitenden Radikalisierungen einzelner Gruppen etwa in der Kleiderfrage (wie der „Shal"-Vollverschleierung von Frauen) oder in nationalreligiöse Richtungen auch bei haredischen Rabbinern selbst Fragen und Sorgen ausgelöst. Noch dominiert eine Weltsicht, nach der ein übermächtiger, zionistisch-israelischer Staat ihre Identität als religiöse Minderheit auslöschen wolle, doch auch die Radikalisierungen in den eigenen Reihen werden inzwischen debattiert.

Es ist also nicht unmöglich, dass sich in Zukunft neue, vielleicht sogar gemeinsame Narrative finden lassen. So verlockend es ist, heutige Entwicklungen einfach über Jahrzehnte hinweg linear weiterspinnen zu wollen – in der historischen Realität haben sich auch haredische Traditionen immer wieder in überraschender und manchmal auch innovativer Weise entwickelt.

Ist der Aufstieg der Haredim also nur eine Bedrohung für die Existenz und Identität Israels? Oder könnten sie vielleicht sogar eine Chance sein, um zur post-nationalistischen Besinnung und zu neuen Zukunftsentwürfen zu kommen? Diese Frage ist noch offen, die Weichen sind nach menschlichem Ermessen noch nicht endgültig gestellt.

Und manchmal blitzen auch schon jetzt Überraschungen und Brückenschläge auf, an die vorher nicht zu denken war. So rockten in 2013 die chassidisch-haredischen Brüder Gil und Arie Gat die israelische Fernsehmusikshow „Rising Star", als sie internationale Songs wie „Sound of Silence" und „Hotel California" zum Besten gaben. Ihre Rabbiner hatten die Teilnahme unter einigen Bedingungen erlaubt und sowohl nicht-haredische wie haredische Fans feierten die beiden Straßenmusiker für ihren „Dienst am Frieden".

*Die Gebrüder Gat bei einem ihrer gefeierten Auftritte. Bild: Ezra Franken*

Nach nahezu zwei Jahrtausenden der Zerstreuung und den furchtbarsten Verfolgungen der Menschheitsgeschichte haben Jüdinnen und Juden bewiesen, dass sie zerstörte Strukturen wiederaufrichten, ihren Staat wiedergründen und militärisch gegen mehrfach größere Völker verteidigen konnten. Auch wer den Haredim kritisch gegenübersteht, wird zugestehen müssen, dass sie die ansonsten vom Schrumpfen bedrohte Weltreligion neu beleben. Nun deutet sich an, dass die größten Herausforderungen des 21. Jahrhunderts nicht militärischer Natur sein könnten, sondern um die Fragen von Religion und Staat, Familie und Entwicklung kreisen. Werden sich, wie viele Haredim befürchten, in und um Israel wieder gewalttätige Strömungen durchsetzen und das Land ins Verderben stürzen, wie schon einmal vor zweitausend Jahren? Oder werden sich diesmal weisere, friedfertige Stimmen zu einer neuen Erzählung zusammen finden?

Ich hoffe, es ist deutlich geworden: Von der Antwort auf diese Frage hängt mehr ab als nur das Schicksal eines kleinen Volkes. Die Entwicklung der Haredim – und kinderreicher Religionen generell – haben unser nachdenkendes Interesse verdient!

**Literaturliste**

[1] Baltrusch, E. (2012): *Herodes. König im Heiligen Land.* C.H. Beck 2012

[2] Aslan, R. (2013): *Zealot. The Life and Times of Jesus of Nazareth.* Random House 2013

[3] Wiesel, E. (1992/1998): *Die Weisheit des Talmud.* Herder 1998 (3. Auflage)(

[4] Kuschel, K.-J. (2007): *Juden Christen Muslime. Herkunft und Zukunft.* Patmos 2007

[5] Trepp, L. (1998): *Die Juden. Volk Geschichte Religion.* Rororo 1999

[6] Vaas, R., Blume, M. (2009): *Gott, Gene und Gehirn. Warum Glaube nützt. Die Evolution der Religiosität.* Hirzel 2012 (3. Auflage)

[7] Baumel, S. (2006): *Sacred Speakers. Language and Culture among the Haredim in Israel.* Berghahn Books 2006

[8] Joas, H. [2011]: *Die Sakralität der Person. Eine neue Genealogie der Menschenrechte.* Suhrkamp 2011

[9] Küng, H. [1999]: *Das Judentum.* Piper 1999

[10] Sacks, J. (1999): *Morals and Markets.* Institute of Economic Affairs 1998

[11] Maalouf, A. (2001): *Der Heilige Krieg der Barbaren.* Diederichs 2001

[12] Haverkamp, A. et al. (2004): *Europas Juden im Mittelalter.* Hatje Cantz 2004

[13] Derosas, R., van Poppel, F. (2006): *Religion and the Decline of Fertility in the Western World.* Springer 2006

[14] Goldberg, R. [2006]: *Judaism in Biological Perspective. Biblical Lore and Judaic Practices.* Paradigm 2006

[15] Kaufmann, E. [2010]: *Shall the Religious inherit the Earth? Demography and Politics in the Twenty-First Century.* Profile Books 2010

Online-Quellen mit weiteren Literatur- und Linktips:

www.blume-religionswissenschaft.de

www.sciebooks.de